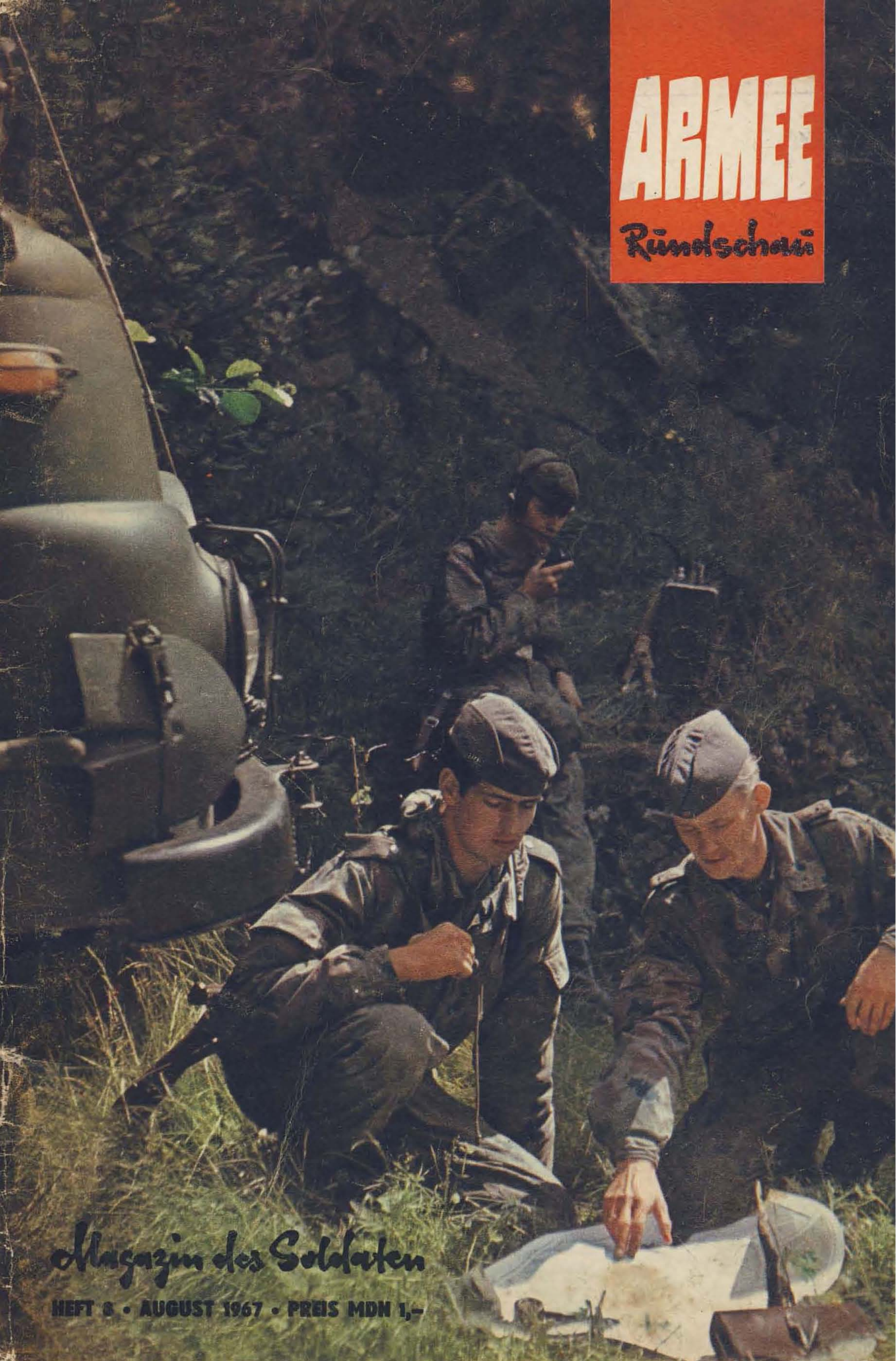

ARMEE
Rundschau
Magazin des Soldaten
HEFT 8 • AUGUST 1967 • PREIS MDN 1,–



Es war im Februar. Vier Tage waren wir schon im Feldlager. Zehn Tage sollte es noch dauern. Plötzlich hatte keiner mehr Zigaretten. Wir saßen nach dem Abendbrot am Lagerfeuer und schauten uns bedeppert an. Weit und breit kein Dorf, kein Laden, keine Gaststätte. Es bestand auch für die nächsten Tage keine Aussicht, dem Mangel irgendwie abzuhelfen, denn Fallschirmjäger sind auf sich allein gestellt und dürfen und wollen nicht aus der Reihe tanzen. Wir durchwühlten unser Gepäck, unsere Bekleidung, ob sich nicht doch noch Glimmstengel fänden. Nichts. Schließlich beförderte unser Unteroffizier noch eine verknautschte, aber voll funktionsfähige Karo aus irgendeiner Tasche zutage. Wir berieten lange, wie das kostbare Stück zu konsumieren sei, damit jeder etwas davon habe und keiner übervorteilt würde. Um die Kippe wollten wir losen. Aber wer konnte garantieren, daß nicht einer oder mehrere unter uns waren, die vielleicht zu intensiv inhalierten und damit die anderen benachteiligten? Und für die Raucher unseres Zuges hätte es sowieso nicht mal zu einem kräftigen Zug je Mann gereicht. Da machte einer den Vorschlag:
„Werft das Ding doch ins Feuer! Dann kommt niemand zu kurz!"
Erst kam großer Protest, dann großes Überlegen. Tatsächlich – das war die gangbarste Lösung.
So geschah es also. Wie gebannt und in sakralem Schweigen starrten 15 Augenpaare auf das aufflammende und langsam verglühende Stäbchen, von dem ein dünner Rauchfaden kerzengerade in die Höhe stieg. Es war wie bei einem Rauchopfer in der Antike.
Plötzlich sagte einer: „Verdammte Sch . . . ! Ab heute rauche ich überhaupt nicht mehr!" Gelächter bei den einen, nachdenkliche Gesichter bei einigen anderen. „Ich auch nicht!" rief ein zweiter, und „ich auch nicht!" brüllte ich laut. Unter beifälligen oder spöttischen Bemerkungen der Kameraden bekräftigten wir drei noch mal unseren Entschluß.
Und wir haben unser Versprechen seitdem gehalten.
Nachmachen!

Fallschirmjäger Dieter Slotta (21)



Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

POSTSACK

Der Vorläufer der „08"

Was ist denn eine Parabellum?

Bernd Wystemp, Nünchritz

Eine Pistole mit einem Kaliber von 7,65 bzw. 9 mm, die um 1900 in Deutschland entwickelt wurde. Sie war ein Rückstoßlader mit zurückgleitendem Lauf.

Berührungspunkte

In Ihrem Magazin steht viel Wissenswertes über die Armee. Meine Meinung ist, daß die Probleme und das Leben in der NVA nicht nur die Jung's interessieren darf. Mich berührt vieles, was diese Armee betrifft. Als DRK-Helferin habe ich schon des öfteren bei unseren Einsötzen mit Soldaten zusammengearbeitet.

Helga Schreiber, Ribnitz-Damgarten

Einsatzbereit zu sein, geht vor

Ich habe mich als Soldat auf Zeit verpflichtet und habe die Absicht, hier im Standort die Volkshochschule zu besuchen. Kann mir das gestattet werden?

Unteroffiziersschüler Bauer, Dresden

Darüber entscheidet der Kommandeur, der dabei die Gefechtsbereitschaft der Einheit zu berücksichtigen hat.

Training für die Ehe

Ich habe einen Briefpartner, der z. Z. seinen Armeedienst leistet. Kürzlich schrieb er mir, im Sonntagsdienst müsse er Kartoffeln schälen. Ich bin der Meinung, daß den Männern diese Arbeit sehr nützlich und bekömmlich ist. Mein Brieffreund Günter Gassmann soll es also nicht so tragisch nehmen.

Marlies Peter, Halle

Eine Standardwaffe der Nazis

Kürzlich las ich in einem Roman von einem Maschinengewehr der faschistischen Wehrmacht, welches „Hitlersäge" genannt wurde. Ich bitte um nähere Angaben.

Gefreiter Winkler, Neubrandenburg





Das war das MG 42, ein luftgekühlter Rückstoßlader mit Rollenverriegelung und Blechkonstruktion. Gewicht: 11,6 kg; Kaliber: 7,9 m/m; praktische Schußgeschwindigkeit: 120 Schuß/Minute; Patronenzuführung: Metallgurte; Verwendungsmöglichkeiten: als lMG auf Zweibein, als sMG auf Lafette.

Bleibende Erinnerungen

Nette Abschiedsgeschenke sind die Seidentücher, die in unserem Truppenteil beim Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst all den Armeeangehörigen überreicht werden, die ihren Fahneneid in Ehren erfüllt haben. Die Genossen selbst regten solch ein Erinnerungsstück an, nachdem viel mit anderen Sachen herumexperimentiert wurde. In dem Tuch, welches wir gemeinsam mit einer PGH gestalteten, sind u. a. Symbole der Technik und Bewaffnung des Truppenteils sowie charakteristische Bauten der Garnisonstadt aufgedruckt worden. Unsere Reservisten sind stolz auf dieses schöne Erinnerungsgeschenk.

Hauptmann Kober, Leipzig

Wiedersehen ist möglich

Mein Mann, er ist Unteroffizier der Reserve, muß für drei Monate zum Reservistenwehrdienst. Ich möchte wissen, ob er für diese Zeit eine Heimfahrt bekommen kann.

Brigitte Fritsche, Luckenwalde

Bei Reservistenwehrdienst über sechs Wochen kann Kurzurlaub gewährt werden.

Um zu den Musen zu gelangen ...

Welcher Weg führt zum „Erich-Weinert-Ensemble"?

Unteroffizier Zorn, Torgelow

Es werden nur Berufskünstler – in Ausnahmen hochqualifizierte Laienkünstler – aufgenommen, die sich als Soldat auf Zeit verpflichten müssen. Bewerbungen sind an das EWE, Berlin-Biesdorf, Postfach 9121, zu richten.

Wo seid ihr geblieben?

Mit Hilfe der AR möchte ich meinen Schulkameraden Wolfgang Zander wiederfinden. Er ging 1951 zur damaligen KVP und ist heute Offizier der NVA, während ich meine Arbeit bei der Zollverwaltung aufnahm.

Hans-Günther Schulz,
1034 Berlin, Kochannstr. 13

Seid 1956 haben meine Eltern und ich einen guten Freund aus den Augen verloren. Es ist Klaus Henke, ehemaliger Hauer der Wismut, den wir zuletzt als Hauptmann der Luftstreitkräfte sahen. Er möchte bitte an uns schreiben.

Edgar Salchow,
9931 Freiberg, Nr. 1b

Will hoch hinaus

Seit meiner Kindheit habe ich einen „Fimmel" für Flugzeuge. Ist es möglich, daß Frauen als Piloten ihren Dienst bei der Volksarmee ausüben können?

Ute Großmann, Greifswald

Nein, zu solchen Diensten werden keine Frauen eingestellt.



Banditenwaffe

In den Berichten über Vietnam las ich mehrmals von „Kugelbomben", die die USA-Imperialisten dort einsetzen. Könnten Sie diese Waffe beschreiben?

Soldat Märkel, Eggesin

Sie ist faustgroß, rund und enthält 300 schrotgroße Stahlkugeln. 300 bzw. 640 solcher Bomben werden in einer etwa zwei Meter langen Kassette abgeworfen. Beim Zerplatzen des Bombenbehälters in der Luft springen die kleinen Bomben wirbelnd heraus. Wenn sie aufschlagen und explodieren, spritzen die Kugeln in einen Umkreis von 50 m. Die Kugelbombe ist eine Terrorwaffe, die von den Amerikanern vorwiegend gegen die Zivilbevölkerung verwendet wird. Die Stahlkugeln durchlöchern die Leiber von Menschen und Tieren, gegen Stahl und Beton können sie wenig ausrichten.

Leidenschaft

Ich bin 16 Jahre und seit vier Jahren begeisterter Leser der AR. Manchmal habe ich mein letztes Taschengeld zusammengerafft, um das Soldatenmagazin zu kaufen.

Uwe Tischer, Halle

Das Wort eines „alten Hasen"

Seit 1964 versehe ich meinen Ehrendienst. Ich möchte mich an die Jugendlichen wenden, die demnächst einberufen werden. Vieles wird Euch am Anfang ungewohnt und schwer erscheinen. Auch für mich gab es damals Schwierigkeiten. Das Kollektiv half mir aber alle Klippen zu überwinden. Auch Euch möchte ich die Gemeinschaft ans Herz legen, unterstützt und erzieht Euch gegenseitig. Ich habe mich als Soldat auf Zeit weiterverpflichtet. Überlegt bitte einmal, ob Ihr auch solch einen Schritt gehen könnt und schiebt alle Vorurteile beiseite.

Unterfeldwebel Strauß, Spremberg

Willkommene Zulage

Wieviel Übergangsgeld erhält ein Soldat auf Zeit bei seiner Entlassung nach dreijähriger Dienstzeit?

Unteroffizier Bräuer, Torgau

Ein Monatsgehalt.

Jugendfreunde erwarten Post

Die FDJ-Gruppe der Einheit Hedermann hat sich den großen Arbeitersportler Werner Seelenbinder zum Vorbild genommen. Um sein Leben und seinen Kampf gegen den Faschismus kennen zu lernen, bitten wir die Leser, die darüber etwas berichten können, uns zu schreiben.

FDJ-Leitung, 18 Brandenburg,
PSF 2182/E 40

Bei uns nicht

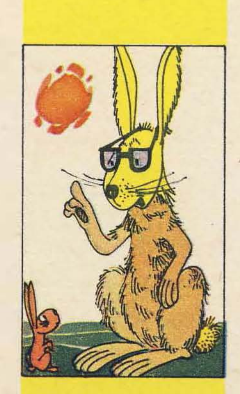
Gibt es eine Kadettenschule in der NVA? Thomas Hering, Erlbach

Siehe Überschrift.

AR kam nach

Ein herzliches Dankeschön dem Genossen Feldwebel Wiese für das Nachsenden der AR. Ich bin im Frühjahr entlassen worden und hatte vorher das Magazin noch bezahlt, aber später nicht mehr daran gedacht.

Unteroffizier d. R. Richter, Berlin



Stolze Auszeichnung

Welche Armeeangehörigen können die Schützenschnur erwerben?

Soldat Finkenstein, Rostock

Soldaten, Unteroffiziere, Unteroffiziers- und Offiziersschüler.

Privat geht es nicht

Kann ich während meiner Dienstzeit die Fahrerlaubnis Klasse 5 erwerben?

Hans-Joachim Bilber, Meißen

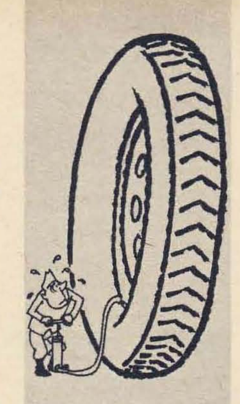
Außerhalb der Ausbildung zum Militärkraftfahrer ist so etwas im Grundwehrdienst nicht möglich.

Riesen-Reifen

Könnt Ihr mir sagen, wie groß der Raddurchmesser der LKW „KrAZ", „Ural" und „G-5" ist?

Peter Lehmann, Neichen

Der Außendurchmesser beträgt beim „KrAZ-214" 1296 mm, beim „Ural-375 D" 1230 mm und beim „G-5" 968 mm.



Nur Männern vorbehalten

Meine Freundin legt im nächsten Jahr ihr Abitur und die Schwesternprüfung ab. Sie möchte gern Militärärztin werden. Ist das für Mädchen möglich?

Unteroffizier Leistner, Elend

Eine Ärztinnen-Ausbildung gibt es in der NVA nicht.

Ex-Abiturienten gesucht

Wir suchen die Adressen folgender Offiziere: Manfred Seewald, Manfred Süßbrich, Dieter Griese, Jens Flink. Diese Genossen sind ehemalige Schüler unserer Erweiterten Oberschule. An ihrer Entwicklung möchten wir die Berufsmöglichkeiten eines Abiturienten darstellen. Wir bitten die vier Offiziere, uns zu schreiben.

EOS, 121 Seelow,
Ernst-Thälmann-Straße

Erleichterungen

Während meines Urlaubs sah ich oft Unteroffiziere in Uniformhemdblusen. Besteht da eine Neuregelung?

Reinhard Trommer, Heiligenstadt

Ja. Alle Berufssoldaten ab Dienstgrad Unteroffizier und alle Offiziersschüler dürfen diese Bluse tragen.

Rugby ...

Rugby wird in der ASG Beetz groß geschrieben. 35 Spieler, vorwiegend Jugendliche, umfaßt unsere Sektion. Wir haben viel Freude an diesem Spiel und schon viele schöne Stunden im In- und Ausland verlebt. Mit dem Prager Klub ASKG „Spartak" verbindet uns seit drei Jahren ein Freundschaftsvertrag. Unsere erste Schülermannschaft wurde 1966 Pioniermeister.

Manfred Szebrat, Hohen Neuendorf

... und Turnen

Zu einem eindrucksvollen Erlebnis wurde ein großes Schauturnen im Klub der Offiziersschule „Franz Mehring". Auf Einladung der Sportkommission der Schule nahmen daran Turnerinnen und Turner des Lesgaft-Instituts Leningrad, des SC DHfK Leipzig und des SC Leipzig teil. Zuvor hatten die Gäste Lehrstätten der Schule besichtigt und so einen Einblick in die Ausbildung und Erziehung der Genossen gewonnen. Unsere Freunde dankten sehr herzlich für diesen schönen Tag.

Major Schäfer, Kamenz

Heute nicht mehr üblich

In Romanen und Berichten über die faschistische Wehrmacht liest man oft die Bezeichnungen Ia, Ib und Ic für Offiziere. Was für Funktionen waren damit verbunden?

Walter Steiner, Leipzig

Der Offizier Ia war für die operative Führung eines Truppenteils, der Ib für die Rückwärtigen Dienste und der Ic für die Aufklärung verantwortlich.

K. u. K.-Marine

Kann ich von Ihnen Angaben über die Stärke der ehemaligen österreichisch-ungarischen Flotte erhalten?

Dieter Mannsfeld, Rostock

Der Stand 1916: 16 Schlachtschiffe, 14 Kreuzer, 26 Torpedoschiffe, 50 Hochsee-Torpedoboote, 30 Torpedoboote, 8 Flußschiffe, 26 Spezialschiffe.

Eva sucht Adam

Drei polnische Mädchen, Danuta, Teresa und Ewa, möchten mit jungen deutschen Menschen korrespondieren.

Ewa Dzierzanowska, Tczew
ul. Obr. Westerplatte 15/2,
woj. Gdansk, Polska

Vignetten: Klaus Arndt



Der „Feuerstuhl" kann mitkommen

Darf ich als Soldat auf Zeit mein Motorrad zum Dienstort mitbringen?

Unteroffizier Knötsch, Straßgräbchen

Sie dürfen. Den Genossen, die nur den Grundwehrdienst leisten, ist das jedoch nicht gestattet.



Soldat Hertzfeld fragt: Wieso werde ich in der Armee mit „Genosse" angeredet, obwohl ich doch gar nicht in der SED bin?

Oberst Richter antwortet

Als ob das Wort „Genosse" nur für Mitglieder der SED zutreffend und gewissermaßen ein parteieigener Begriff wäre! Es gibt jedoch mehr als 35 Wortverbindungen vom „Artgenossen" über den „Jugendgenossen" bis zum „Zeitgenossen", in welchem das „Genosse" zum Wortstamm wurde.

Allerdings hat es in Verbindung mit der Partei der Arbeiterklasse einen ganz besonderen Inhalt und Klang. Es haftet ihm das Fluidum des Grußes und der Solidarität an, verbindet zum gemeinsamen Kampf und wirkt wie eine stillschweigende Verpflichtung zur Bewährung.

Für unsere Armee hat das Wort „Genosse" ebenfalls eine besondere Bedeutung. Hier meinen wir vor allem unser gemeinsames Klassenverhältnis, welches Offizier und Soldat als Klassengenosse verbindet. Wir beziehen uns damit aber auch auf den im gemeinsamen Interesse liegenden Kampfauftrag, unsere Republik jederzeit zuverlässig zu schützen. In diesem Sinne sind alle Armeeangehörigen „Kampfgenossen".

Die Anrede „Genosse" schafft Vertrauen, hilft Distanz zu überwinden und ermahnt zur Treue, Wahrhaftigkeit, Pflichterfüllung und Opferbereitschaft.

So haben wir den Inhalt dieses guten alten Parteigrußes zum Bestandteil der Tradition unserer sozialistischen Armee werden lassen und damit gleichzeitig den revolutionären Geist dieser Partei in der Armee sichtbar gemacht.
Möge sich jeder Genosse in der Armee stets dessen bewußt sein!

Soldat J. Förster fragt: Warum dürfen wir den dienstfreien Tag nicht an den Urlaub anhängen?

Ihre Frage, Genosse Förster, kann Ihnen sicher jeder Kommandeur im Bereich der Grenztruppen oder auch Diensthabender Systeme mit einem Satz beantworten:

Die Sicherung der Gefechtsbereitschaft erfordert, daß sich stets ein bestimmter Prozentsatz der Angehörigen einer jeweiligen Einheit im Dienst befindet oder aber im Standort einsatzfähig aufhalten muß, damit bei Alarm sofort die volle Gefechtsbereitschaft hergestellt werden kann.
Soweit der Kern der Antwort, dem ich allerdings noch eine „Kleinigkeit" hinzufügen möchte. Sie bezieht sich nicht auf die Methode, wie diese Forderung von den Kommandeuren verwirklicht werden sollte. Da gibt es keine Rezepte. Mit dieser Wissenschaft muß jeder Kommandeur selbst fertig werden.

Sie bezieht sich vielmehr auf die Erfahrung, von der schon Aristoteles sagte, daß das ganze Leben des Menschen in seiner Erfahrung bestehe. Nun machen auch ganze Völker ihre Erfahrungen – zum Beispiel die sozialistischen Länder und auch die ehemals kolonial Unterdrückten mit den Imperialisten.

Eine dieser elementaren Erfahrungen besagt, daß es im Wesen imperialistischer Staaten liegt, aggressiv zu werden, sobald sich eine günstige Gelegenheit dazu bietet.

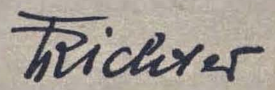
Da hat die Gesellschaft nicht nur von Staats wegen dafür zu sorgen, daß keine solche Gelegenheit eintritt, sondern für Sie und Ihre Genossen ist es angesichts der jüngsten arabischen Erfahrung eine gute Gelegenheit, diese Lebensweisheit auf Ihren täglichen Dienst unmittelbar anzuwenden.

Dazu gehört die Einsicht in die Notwendigkeit einer solchen strengen Handhabung der Urlaubs- und Dienstordnung, weil in einem solchen Falle eben jeder Mann und jede Stunde zählt.

Diese vorbeugend wirkende Gefechtsbereitschaft verlangt der Ernst des Lebens in der Welt, so wie sie heute nun einmal ist.

Deshalb steht das nicht nur in der Vorschrift, sondern liegt auch im persönlichen Interesse eines jeden Armeeangehörigen.

Ihr Oberst





Erzählung von Mate Zalka

Die letzte Offensive

Ich weiß gar nicht, ob ich Äpfel so gern habe, aber wenn ich in einen hineinbeiße, dann verspüre ich auf meinen Lippen den Geschmack der Kindheit. Und ich kenne keinen wehmütigeren und angenehmeren, süßeren Geschmack auf der ganzen Welt!

In jenem Sommer war ich in ferne Gegenden verschlagen worden und hatte bis zum späten Herbst keinen einzigen Apfel zu Gesicht bekommen. Eigentlich vermißte ich diese Obstsorte auch nicht, denn andere Geschmacksrichtungen und andere Empfindungen erfüllten mein Leben damals.

Ich hatte im zeitigen Frühjahr des Jahres zwanzig mein Vaterhaus verlassen und von meiner Komsomolgruppe Abschied genommen. Man schickte mich an die Westfront, wo wir damals gegen Petljura[1] und die polnischen Legionen zu kämpfen hatten. Ende März traf mich bei dem Dorf Prudki in einem kurzen aber heftigen Gefecht eine feindliche Kugel.

Nach der Verwundung lag ich in Poltawa im Lazarett. Ich wollte schon um kurzen Heimaturlaub auf zwei Wochen bitten, als die 30. Uraldivision in die Stadt einzog. Wir waren fünf Genesende, die den Sibiriern zugewiesen wurden, denn die Division zog in feldmarschmäßiger Ausrüstung an die Front, wo Wrangel[2] damals bereits bis Sinelnikowo gekommen war und schon weiter vorrückte.

Dazu kam im Dorf Pereschepino Marussja Nikiforowa. Die Schwarze Marussja[3] hatte den friedlich biwakierenden Stab einer unserer Regimenter überfallen und alle Kommandeure abgestochen.

Die heldenhafte 30. Uraldivision hatte an der Koltschak[4]-Front allerhand zu sehen gekriegt! Ihr gehörten ausschließlich rote Partisanen an, einer stand für den anderen ein. Und fuchsteufelswild konten sie werden, die Burschen! Bis wir in Fußmärschen von Poltawa nach Poligi kamen, hatte schon so mancher Machnobandit[5] den Sieg der Schwarzen Marussja büßen müssen!

Das war gerade zu der Zeit, als Genosse Frunse zum Oberkommandierenden der Südfront ernannt wurde. Die Rote Armee bereitete sich zur Gegenoffensive vor. Da wurden Divisionen zusammengestellt und Regimenter aufgefüllt. Der rote Feldherr kreuzte seinen Degen mit dem letzten weißen General. Machno spürte Frunses starken Arm und bettelte um Aufnahme in unsere Reihen. Dieser wetterwendische Bandit!

Als wir die Frontlinie erreichten, hatten sich Wrangels Truppen schon mit dem Rücken gen Norden gewandt und gaben Fersengeld. Wir nahmen die Verfolgung auf und erreichten sie mit Eilmärschen und unseren Kugeln. Der Befehl lautete: „Immer auf den Fersen bleiben! Immer weiter, ohne Müdigkeit!"

Aber, um die Wahrheit zu sagen, die Weißen kannten sich im Kriegshandwerk verdammt gut aus! Sie bissen zu und rissen aus, bissen wieder und waren im Nu weg, Entscheidungskämpfen gingen sie aus dem Weg. Wenn sie es für nötig hielten, machten sie sich von uns frei und verschwanden wie weggeblasen. Zwei Tage lang rannten wir ihnen in Windeseile nach, und erst dann standen wir ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Das war aber dann schon weit unten, an der Brücke von Tschongar. Und nun hatten wir die schmutzigen Wellen des Siwasch-Salzmeeres zwischen uns und ihnen.

Auf der Suche nach einer Furt rasten wir hin und her, ohne einen Übergang zu finden. Eine Übersetzmöglichkeit gab es nur an drei Stellen: Zu unserer Rechten die Landenge von Perekop, linker Hand die lange, schmale Landzunge von Arabat, und in der Mitte die kleine Brücke von Tschongar und den nahebeigelegenen Betondamm.

Die kleine Tschongarbrücke hatten die Weißen bis auf den Grund niedergebrannt; es ragten nur noch die Pfeiler aus dem stürmisch-bewegten Wasser heraus. Die schmale Landzunge von Arabat, auf der die unerschrockenen Regimenter der Budjonny-Reiterei vorwärtsstürmten, machte der undurchdringliche Kugelregen der Asowschen Monitoren, kleiner Küstenpanzerschiffe der Weißen, unbezwingbar. Und die Landenge von Perekop hatten die Weißen, die den alten Türkenwall mit Beton gespickt und Feuer bestückt hatten, unter Anwendung aller modernen Technik völlig in ihrer Hand.

Meine Kompanie war an dem Abschnitt des Betondamms eingestzt, von wo aus wir das Dorf Taganasch am nebelverhangenen Krimufer sehen konnten. Den vierten Tag schlugen wir uns schon herum bei Tschongar, wehrten uns gegen das eisige Wasser und den Tod im Bleiregen. Der Gegner schlug die geringste unserer Bewegung mit einem Kugelhagel nieder. ▶

---

[1] Ukrainischer Politiker. Paktierte mit den polnischen Reaktionären und kämpfte mit seinem Heer gegen die Sowjetmacht.

[2] Zaristischer General, Kommandeur der weißgardistischen Armee.

[3] Anführerin einer Bande Weißgardisten.

[4] Weißgardistischer Admiral. 1918/19 war er „Regent" der konterrevolutionären Regierung in Sibirien. Seine Armee wurde 1919 vernichtend geschlagen, er selbst erschossen.

[5] Anarchistischer Bauernführer. Trat dann gegen die Bolschewiki auf. Floh 1921 ins Ausland.



Illustration: Gerhard Rappus

Es gelang den Weißen, auf die Krim zu entkommen, wo sie sich vorsorglicherweise in großartig eingerichteten Stellungen festsetzten. Und dann feuerten sie auf Teufel-komm-raus Granaten, Schrappnells und Kugeln zu uns herüber. An Geschützmunition fehlte es ihnen nie, denn die freigebigen Ententemächte schickten ihnen ja Transporter um Transporter.
Der Herbstwind peitschte die trüben Wasser des Salzsees. Wir schrieben Anfang November, und der dritte Jahrestag der Oktoberrevolution nahte schon bald.
Kalte Novemberwinde trugen die Funken unserer Lagerfeuer davon. Wir froren, zitterten und nagten uns ärgerlich die Lippe. Die Kanonen bügelten die von uns besetzte Uferseite wieder und wieder glatt. Im Hinterland hielten die Budjonny-Reiter die Pferde gesattelt, denn sie erwarteten jeden Moment das Angriffssignal. Nahe bei der niedergebrannten Brücke war ein Infanteriebataillon, das sich als Pioniereinheit betätigte, bemüht, während der Brückenaufbauarbeiten den treffsicheren Granaten des Feindes auszuweichen. Das Wasser brodelte geradezu von Granateinschlägen.
Und wir standen am Deichdamm. Er wand sich, mit seiner Betonseite im Tageslicht glänzend, wie eine gigantische Echse dahin. In der Mitte lag die Brücke und gegenüber war die Krim zu sehen.
Mit Geratter sauste unser Panzerzug vorwärts; er raste dem Panzerzug der Weißen entgegen, um das Duell zu beginnen.
Meine Kompanie, deren Männer über die nassen Steine des Wellenbrechers an der Deichsohle springen, dringt bis zur Brücke vor. Granaten bohren sich zischend ins Wasser und wühlen Schlamm und Schotter auf, vermischt mit glühenden Granatsplittern. Fieberhaft tacken ferne MGs, und zischend klatschen erhitzte Kugeln auf die Betonseiten des Deichs auf. Unser Panzerzug weicht sacht zurück. Auch meine Kompanie geht ein Stück zurück. Wir sind naß bis auf die Haut. Eine unverhoffte MG-Garbe peitscht über unsere Reihen weg, und schon werden vier meiner Männer von den unersättlichen Wellen davongetragen.
Ich stehe bis an den Gürtel im Wasser, berge den Kopf hinter den Steinen. Gedankenverloren sehe ich eine direkt auf mich zukommende Welle heranrollen. „Das wird wohl mein Grab sein“, denke ich, und das Herz krampft sich mir zusammen.
Ich trauerte nicht um mein Los. Es war viel schrecklicher, denken zu müssen, daß der Bürgerkrieg nicht mehr lange währen würde und daß viele von uns nie mehr heimkehren könnten. Plötzlich spülte eine gegen die Deichsohle schlagende Welle einen Apfel heran. Gierig griff ich danach und rieb die Frucht am Mantelärmel blank. Es war eine mir unbekannte längliche Sorte mit bleichen Bäckchen. Wie die Wangen verschüchterter Mädchen. Ich gedachte des zarten Weinaromas des kaschirischen Birnenapfels und des Dufts des Tulaer Antonapfels. Und da, in diesem Augenblick, mitten im gierigen Meer und im Feuersturm, packte mich das Verlangen nach dem längst vergessenen Aroma meiner Kindheit. Ich wollte den Geschmack der Kindheit auf den Lippen spüren. Mit geschlossenen Augen hieb ich die Zähne ins Fleisch des Apfels . . .
Ein herber, schimmliger. und zugleich salziger Saft zog mir das Waser im Munde zusammen. Voller Ekel spie ich den Bissen aus und schmiß den Apfel weit hinaus ins Meer.
Der Apfel ging im Wasser unter, und in diesem Moment erhielt ich den Befehl: „Der starke Südwestwind hat den Meeresgrund freigelegt zwischen Stroganowskaja und der Litowsker Halbinsel. Mit Todesverachtung sind die heldenhafte feurige Brigade und die 15. Insaer Division bis dorthin vorgedrungen. Sie haben die Halbinsel bereits im Sturm genommen und umgehen jetzt, den Hauptstoß gegen den Armenischen Basar gerichtet, die linke Flanke des Gegners. Perekop muß in den nächsten Stunden unser sein, die 30. Division darf nicht zurückstehen. Die Budjonny-Helden fordern freie Bahn für ihre Pferde. Deich und Brücke müssen heute noch in unsere Hände kommen."
Dieser Befehl war stärker als Meeresschlund und Granatengeheul. Unser Panzerzug tauchte aus der Morgendämmerung. Wie eine gigantische Granate bohrte sich seine Lokomotive, die auf ihr steinernes Ziel zueilt, in den Rachen der Brücke.
Ich weiß nicht, woher die erstaunliche Leichtigkeit kam, mit der wir in einem Anlauf den glänzenden, glitschigen Deichdamm nahmen. Ehe wir uns versahen, befanden wir uns auf der Brücke und rasten vorwärts, immer hinter dem Panzerzug her. Am Morgen war Tschongar unser.
Im Südabschnitt von Taganasch griffen wir, mit Liedern auf den Lippen, die sich verzweifelt zur Wehr setzenden Weißen an. Die Säbelklingen der Budjonny-Reiter blitzten draußen in der Steppe bei Taganasch.
Ich schrie mich heiser, um die Reste meiner Kompanie zu sameln. Da trat eine runzlige alte Frau aus der Pforte eines schneeweißen Häuschens. Sie war ganz in Schwarz gekleidet und schritt auf mich zu. Sie lächelte. und ich erkannte in ihrem Lächeln eine längst vergessene Jungmädchen-Schüchternheit. Die Greisin langte unter ihrer Schürze drei Äpfel hervor und reichte sie mir. Es waren zartrosa Äpfel von der gleichen Form wie der, den das Meer mir im Morgengrauen beschert hatte. Mit kaum zu verhehlender Verwirrung nahm ich die drei Früchte an, und die Alte sagte sanft:
„Probier' sie nur mal, mein Junge, erfrische dich!“
Im Vorgefühl der Enttäuschung, doch beseelt von dem Wunsch, als Soldat die gebotene Höflichkeit zu wahren, biß ich einen der Äpfel an. Ein unbekannter, zarter und belebender Saft wässerte mir den Mund. Dankbar lächelnd nickte ich der alten Frau in Schwarz zu.
Ich spürte auf meiner Zunge den Geschmack des Sieges.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Große Zeit für junge Herzen

Das Soldatenmagazin berichtet von einem freundschaftlichen Gespräch des Vorsitzenden der Parteikontrollkommission bei der Politischen Hauptverwaltung, Generalmajor Ewald Munschke, mit jungen Grenzsoldaten.

„Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedener Qualität, als Tauschwerte können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswert."

Zweimal, dreimal, viermal hatte der Bauarbeiter Ewald Munschke diesen Satz gelesen – und dann resignierend den „dicken Wälzer" zugeklappt, den ihm zwei Genossen mit der vielversprechenden Bemerkung in die Hand gedrückt hatten: „Wenn de det jelesen hast, weeßte allet!"

Der junge Arbeiter hatte „alles wissen" wollen, doch nun war er zu der Überzeugung gelangt, daß es offensichtlich leichter sei, doppelzentnerweise Steine zu hucken, als „Das Kapital" zu lesen.

Den blaubeblusten Grenzsoldaten aus der Berliner Bootskompanie, denen der General Ewald Munschke jene Episode aus seiner Jugendzeit erzählt, kann man an den Gesichtern ablesen, daß es ihnen heutzutage leichter erscheint zu studieren, als Steine zu hucken. Doch muß nicht gerade ein Soldat große physische Belastungen ertragen können?

Der General lächelt verstehend, als ihm Matrose Anderson auf die Frage nach den Schwierigkeiten des Dienstes erklärt: „Ich bin ja noch nicht lange hier, und am schwersten ist es, wenn der Schweiß fließt."

„Aber Sie treiben doch Sport, tragen das Sportabzeichen", entgegnet er. „Trainieren Sie fleißig weiter, dann wird Ihnen auch bald der Dienst leichter fallen." – „Und wie steht es mit dem geistigen Training?" erkundigt er sich. „Beispielsweise mit der Auswertung des VII. Parteitages?"

Maat Nakoinz, FDJ-Sekretär der Kompanie und Parteimitglied, gibt Auskunft, daß das Studium der Parteitagsmaterialien zusammenhängend mit der Auswertung des VIII. Parlaments der Freien Deutschen Jugend erfolge. „Dazu brauchen wir aber viel Zeit."

„Nutzt die Zeit richtig", rät der erfahrene Parteifunktionär. „Wir Älteren haben schon viele Aufgaben gelöst. Neue stehen jetzt vor uns – und auch vor euch! Ich habe den Eindruck, man sollte von den jungen Leuten viel mehr verlangen. Und ihr jungen bewußten Sozialisten müßtet die gesamte Jugend mit vorwärtsreißen. In der Armee genauso wie draußen. Ihr habt doch dazu viel bessere Voraussetzungen, als wir damals."

Fliegt ein Schatten von Wehmut über das Gesicht des Sechsundsechzigjährigen, als er auf die Bitte des Matrosen Warmbier von den im Vergleich zu heute äußerst dürftigen Möglichkeiten eines Berliner Arbeiterjungen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erzählt? Unauslöschlich die schmerzliche Kindheitserinnerung an jenes Weihnachtsfest, an dem die früh verwitwete und täglich 10–12 Stunden hart arbeitende Mutter ihren beiden Jungen nicht das winzigste Geschenk machen konnte, weil nicht einmal ein paar Pfennige im Geldbeutel klimperten.

Mit zwölf Jahren beginnt Ewald Munschke selbst Geld zu verdienen. Jeden Tag nach der



Schule spannt er sich nun vor den mit zwölf bis fünfzehn Kästen beladenen Handwagen eines Bierverlegers und zerrt ihn bis in die entlegensten Laubenkolonien. Sein Lohn: drei Mark wöchentlich.

Na, diesen harten Erfahrungen dürften ja wohl bald die ersten revolutionären Erkenntnisse gefolgt sein, meinen die Matrosen. General Munschke winkt ab. Das Leben ist komplizierter, mag das heißen und: sozialistisches Bewußtsein kommt nicht von allein.

Nur ganz beiläufig erfuhr damals der Sechzehnjährige von der Revolution in Rußland; und auch die Novemberrevolution in Deutschland vermittelte ihm noch keine wesentliche politische Einsicht. Immerhin, sein Interesse wurde geweckt. In der Folge beteiligte sich Ewald Munschke an unzähligen Demonstrationen und Versammlungen, „um zu sehen und zu hören". Er schaut sich bei den Sozialdemokraten und Kommunisten ebenso um wie bei den „Völkischen". Deprimierend die Empfindung: „Nach ihren Worten zu urteilen, haben sie alle recht!" Doch er ist Arbeiter, und so erkennt er mit Hilfe erfahrener Kollegen seine Klassenposition, findet schließlich den Weg in die revolutionäre Partei der Arbeiterklasse.

„Da lernte ich zunächst zu organisieren und zu agitieren", sagt der General, „doch für die Theorie blieb keine Zeit."

Dennoch: Im Jahre 1930 studiert Ewald Munschke Lenins „Staat und Revolution". Doch das hat einen besonderen Grund. Er bekam den Auftrag, Verbindungen zur Polizei und zur Reichswehr zu knüpfen, in diesen Machtinstrumenten des imperialistischen Staates Verbündete der Arbeiterklasse zu finden, möglichst Parteizellen aufzubauen.

Maat Nakoinz möchte über diese komplizierte und gefährliche Arbeit Näheres wissen, und General Munschke erzählt eine Episode aus jener Zeit.

In einer Gartenlaube in Berlin-Lichterfelde-West klopfen drei Männer einen zünftigen Skat. Einer von ihnen ist Ewald Munschke, der zweite ein ihm bekannter Genosse und zugleich der Besitzer der Laube, der dritte schließlich dessen Schwager – ein Feldwebel der Reichswehr. Man spricht vom Wetter, vom Garten, von der Güte des Bieres. Und übereinstimmend stellen alle drei fest, daß sie sich recht gut verstehen. Von nun an trifft man sich regelmäßig in der gemütlichen Laube. Und bald spielt auch die Politik in den Gesprächen der drei Männer eine gewichtige Rolle. Ganz allmählich gewinnen die beiden Kommunisten Einfluß auf den Reichswehrangehörigen. Der Feldwebel ist beileibe kein unwichtiger Mann. Er fährt das erste – selbstverständlich ganz geheime – Versuchsmodell einer fernsteuerbaren Flak in der Reichswehr.

Aber auch seine Informationen über Stimmungen und Meinungen sowie alle wichtigen Vorgänge in der Truppe erweisen sich als wertvoll

Interessantes weiß der General aus seinem Leben zu erzählen . . .

. . . aber die Genossen der Bootskompanie des Truppenteils Laack sind auch nicht ohne. Hervorragendes leisteten sie bereits bei der Sicherung der Staatsgrenze. Darüber hinaus verhinderten sie erst kürzlich einen Großbrand im neuen Vertriebsamt der Deutschen Post und erhielten dem Staat damit ein Millionenobjekt. Zu ihrer Kompanie gehörte ebenfalls Obermaat Willi Fricke, der am 1. Juli vergangenen Jahres bei dem Versuch, zwei Kinder vor dem Ertrinken zu retten, sein eigenes junges Leben opferte.







„Und nun will ich mal eine ganz tolle Geschichte erzählen. Es war in den Bergen der Sierra Nevada. Gemeinsam mit einem spanischen Leutnant hatten der Bataillonskommandeur und ich die neuen Ausgangsstellungen für unseren bevorstehenden Angriff besichtigt. Nun warteten wir auf das Bataillon, das der Adjutant nachführen sollte. Der Morgen verging, und es wurde Mittag, aber das Bataillon kam nicht. Weitere Stunden schlichen dahin – wir machten uns mächtige Sorgen. Gegen Abend endlich kamen die so sehnlich erwarteten Fahrzeuge den Berg heraufgekrochen. Sie hatten sich verfahren gehabt und waren – bei spanischen Faschisten gelandet! Doch da deren erster Posten sie für Hitlerfaschisten gehalten und ihnen bereitwillig die Wege der Umgebung erklärt hatte, war es ihnen möglich gewesen, ungehindert wieder zu verschwinden – nicht ohne sich für die freundliche Auskunft höflich bedankt zu haben."

für die Partei. Letzten Endes selbst Kommunist geworden, berät er mit seinen beiden Genossen Flugblattexte und übernimmt auch die Verteilung von Flugblättern innerhalb seiner Kaserne.

Eine andere Quelle nützlicher Verbindungen zur Reichswehr war ein „altgedienter" Schuhmachermeister, den Genosse Munschke animierte, mit ihm zusammen die „alten Kameraden" zu besuchen. So fanden sie Zugang zu Kasernen und selbst zu Truppenübungsplätzen. Die jungen Zuhörer sind sichtlich beeindruckt. Zu solcher Arbeit gehörte unzweifelhaft viel Mut. Sicher war ja auch der Gegner nicht untätig.

„Oh nein", bestätigte der General. „Unser Gegner war vor allem die Politische Polizei, und es gelang ihr sogar, einen Spitzel bei uns einzuschleusen. Wir konnten ihn zwar entlarven – aber ich mußte untertauchen."



Bataillonskommissar Ewald Munschke (links) am Mikrofon des Lautsprecherwagens. Wahrscheinlich hätte er damals sehr ungläubig dreingeschaut, hätte ihm jemand geweissagt, daß er einmal General in der ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Armee sein würde.





Das war schon unter den Bedingungen des Naziterrors. Drei Monate lang zog Ewald Munschke von einem illegalen Quartier zum anderen, den Tod im Nacken, ohne Geld, nur durch die Solidarität der treuesten Genossen am Leben erhalten. Dann konnte ihn die Partei mit einem falschen Paß ausrüsten und schickte ihn in die Sowjetunion.
Läßt es sich nachempfinden, wie einem seit Monaten von den Faschisten gehetzten Proletarier zumute ist, der zum erstenmal das Land der befreiten Arbeiterklasse betritt – selbst nun ein freier Mensch ist?
Man hatte Ewald Munschke gesagt, er solle beim Grenzübertritt nach dem „Natschalnik" fragen. Vor dem stand er nun – doch der blickte recht mißtrauisch drein und fragte in gutem Deutsch immer wieder, ob man ihm nicht einen Brief mitgegeben habe.
Einen Brief, nein, den hatte Ewald Munschke nicht. Doch halt, hatten ihm die Genossen beim Abschied außer den fünf Mark Reisegeld nicht noch einen Zettel in die Hand gedrückt? Einen Zettel mit einem einfachen Strich querüber? Jawohl, der Zettel fand sich. Es war der gewünschte „Brief". Das Sowjetland nahm nun den deutschen Antifaschisten auf, um ihm neue Heimat zu sein.
„Wie stand es denn mit Ihren Sprachkenntnissen?" fragt Matrose Warmbier.
„Schlecht", meint der General. „Aber ich hatte Gelegenheit zu lernen. In Moskau besuchte ich die Kommunistische Universität, ackerte ein Jahr Tag und Nacht, um das Klassenziel zu erreichen, half in den Ferien beim Bau der Moskauer Metro und auf Kolchosen im Wolgagebiet.
Ich lernte das ‚Kapital' begreifen und auch mehr – u. a. Russisch. Wahrscheinlich eignete ich es mir nicht schlecht an, wenn auch mein Sohn – der Russisch hier in der Schule lernt – vor einiger Zeit meinte, daß ich es nicht richtig aussprechen würde. Als wir dann zusammen in die Sowjetunion fuhren, zeigte sich zu seinem Erstaunen – daß ihn keiner verstand, dafür aber mich.
Übrigens mußte ich nach dem Russischen recht bald noch eine andere Fremdsprache lernen..."
„Sie gingen nach Spanien?!" – „Ja!"
Ewald Munschke eilte wie Tausende anderer Internationalisten dem spanischen Volke zu Hilfe, um dessen Heimat gegen die spanischen, deutschen und italienischen Faschisten zu verteidigen. Er kämpfte bei Teruel, hielt bei Galahonda mit drei Kompanien des „Tschapajew"-Bataillons drei faschistische Divisionen auf, war dabei, als in den Bergen der Sierra Nevada achthundert eingeschlossene spanische Kameraden befreit wurden, focht in der Provinz Córdoba, vor Madrid und bei Brunete. Zunächst als Politkommissar einer Kompanie eingesetzt, wurde er bald Bataillonskommissar und erhielt dann den Auftrag, an einer Parteischule für Interbrigadisten zu arbeiten.
„Mit welchen bekannten Spanienkämpfern waren Sie damals zusammen?" möchte Maat Nakoinz wissen.
„Mit Luigi Longo zum Beispiel und mit Franz Dahlem – um einige der noch Lebenden zu nennen. – Mit unserem Minister war ich übrigens nicht unmittelbar zusammen. Er kämpfte in der XI. Brigade, ich dagegen in der XIII."
Von harten, erbitterten Kämpfen weiß General Munschke zu berichten. „Das Schwierigste ist immer", sagt er, „sich selbst zu überwinden. Kommunisten sind ja auch nur Menschen und wollen leben, wie jeder andere. – Einmal lagen wir in einer Kiesgrube und erhielten drei Artillerievolltreffer. Die Verluste waren groß, und auch mich hatte ein Splitter in den Oberschen-

kel erwischt. Ich dachte zunächst: Komme jetzt, was da wolle. Aber nach der ersten Benommenheit fiel mir ein, daß ich doch der Kommissar und für meine Kameraden verantwortlich war. Das gab mir die Kraft durchzuhalten und auch die anderen wieder aufzurichten."

Der General spricht in der ihm eigenen ruhig-bescheidenen Art. Sein Blick, der über die Gesichter seiner jungen Zuhörer wandert, strahlt menschliche Wärme aus und verrät zuweilen durch listig-lustiges Gefunkel, daß eine heitere Bemerkung folgen wird. So auch jetzt, als er nach seinen Erlebnissen im während des Krieges von den Faschisten besetzten Holland gefragt wird.

„Hatten Sie sehr unter der Besetzung zu leiden?" erkundigt sich Maat Penderock.

„Na, zu leiden hatten im Grunde genommen die Besatzer, denen wir nach besten Kräften das Leben schwer machten", meint General Munschke belustigt. Dann jedoch wird sein Gesicht wieder ernst.

Von Spanien aus hatte ihn die Partei nach Holland geschickt, um dort die deutsche Emigrantenorganisation zu leiten. Das war eine verantwortungsvolle konspirative Arbeit. Es galt, in Zusammenarbeit mit den holländischen Genossen, für 150 Illegale Papiere, Geld und Lebensmittelkarten zu beschaffen sowie nach dem Einmarsch der faschistischen Okkupanten die Zersetzungsarbeit unter den Wehrmachtsangehörigen zu organisieren. Persönliche Verbindungen wurden geknüpft, Flugblätter gedruckt und verteilt, verhaftete Genossen befreit, jüdische Bürger vor dem Tode bewahrt.

„Große Schwierigkeiten hatten wir allerdings mit den Ausweispapieren", erzählt der General. „Fälschungen hielten exakten Kontrollen nicht stand – aber woher sollten wir echte Papiere nehmen?" Dennoch wurde ein Weg gefunden.

So stand Ewald Munschke, wie nach ihm noch andere Genossen, eines Tages vor einem Beamten des Zentralen Einwohnermeldeamtes von Amsterdam und erklärte im reinsten Holländisch, daß er, der „Textilfachmann Paul van Waterloop", bei einem Luftangriff seinen Ausweis verloren habe. Und er bekam einen neuen, einen echten, mit Lichtbild und Stempel! Ein Verbindungsmann hatte nämlich vorher dafür gesorgt, daß in die Meldekartei ein Blatt mit den Personalangaben des erfundenen Paul van Waterloop eingeschmuggelt worden war.

Der Ausweis erwies sich als so echt und das Holländisch des Genossen Munschke als so perfekt, daß die niederländischen Behörden nach der Befreiung ernsthaft bezweifelten, daß dieser Paul van Waterloop ein emigrierter deutscher Antifaschist sei. Gleicher Meinung war auch der kanadische Kommandant von Amsterdam, von dem die Emigranten Papiere für die Heimreise erhofften – und so blieb auch hier nur wieder: illegal zu verschwinden.

Für die ersten Eindrücke des Genossen Munschke nach seiner Heimkehr interessiert sich Maat Böttger.

„Es waren furchtbare Eindrücke", erhält er zur Antwort. „Überall Trümmerhaufen. Auch meine Wohnung war verschwunden, die Mutter verstorben. Also fing ich wieder an ohne jeden Löffelstiel – und ohne Zeit, mich darum zu kümmern."

Die Partei setzte Ewald Munschke als Parteisekretär innerhalb der gerade erst gebildeten Volkspolizei ein. Er arbeitete in der Berliner Landesleitung der KPD und wurde nach dem Vereinigungsparteitag Mitarbeiter des Parteivorstandes der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.

„Die neue Arbeit war zunächst ziemlich ungewohnt für mich", gesteht der General. "Jahrelang hatte man in tiefster Illegalität gelebt, war gehetzt und gejagt worden und hatte natürlich eine gehörige Portion Haß in sich aufgespeichert. Sogar sachliches Diskutieren mußte ich erst wieder lernen, um dem Verlangen widerstehen zu können, bei den damals häufigen ideologischen Auseinandersetzungen einfach nur „dazwischenzuhauen". Es galt ja eine gewaltige Erziehungsarbeit zu leisten, auch und gerade in den bewaffneten Organen."

Erziehungsarbeit damals. Der Sprung in die Gegenwart ist naheliegend. Was unter heutigen Verhältnissen der Vorsitzende der PKK in der Armee zu tun habe, möchte Maat Nakoinz wissen.

Lächelnd klärt General Munschke, daß es nicht Hauptaufgabe der Parteikontrollkommission sei – wie mancher wohl annehmen mag – zu strafen, sondern zu erziehen.

„Es geht darum, für ein richtiges Parteileben in den Grundorganisationen zu sorgen und alles hinwegzuräumen, was hinderlich ist", erläutert er. „Darüber hinaus wollen wir, daß jedes Parteimitglied die Fähigkeit erhält, die anderen mitzureißen, alle Soldaten in unsere großartige sozialistische Menschengemeinschaft einzubeziehen. – Und wenn wir von hoher Parteimoral sprechen, dann meinen wir, daß Wort und Tat eine Einheit sein sollen."

Mit väterlichem Wohlwollen mustert der General seine Zuhörer. „Von der Qualität her habt ihr jungen Genossen heute mehr zu leisten als wir damals", sagt er. „Ich habe volles Vertrauen zu euch. Ich bin auch der Meinung, daß das, was ihr geleistet habt, was unsere Jugend bei der Sicherung der Staatsgrenzen geleistet hat, einmalig ist. Aber ihr werdet schon gemerkt haben, nach jeder gelösten Aufgabe kommt meist eine neue, noch kompliziertere. Und wenn ihr mich fragt, was ich euch als älterer Genosse zum Abschluß noch für Ratschläge und Erfahrungen mit auf den Weg geben könnte, dann möchte ich sagen: Erstens, jede nutzlos verbrachte Stunde ist nicht mehr einzuholen; zweitens, das Vertrauen in die Kraft der Arbeiterklasse hilft auch schwierigste Situationen zu überstehen; drittens, wer fest an der Seite der Sowjetunion steht, wird immer zu den Siegern zählen und schließlich, je stärker sich jeder einzelne für die Politik der Partei einsetzt, um so schneller wird das Ziel, für das die Partei heute kämpft, das entwickelte gesellschaftliche System des Sozialismus, erreicht sein!"

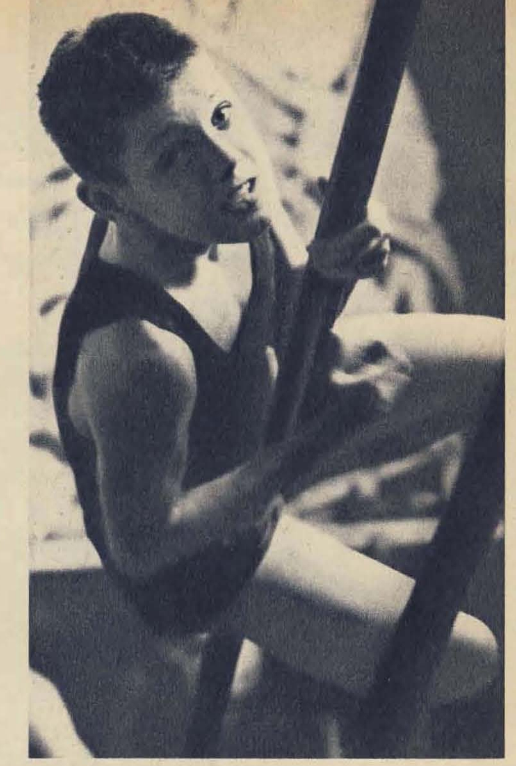


„Mensch, der kommt schon wieder zurück! Und die anderen sind auch gleich dran. Oh jeh, ich bin der Letzte. Los, schneller, schneller! Wo bleibt denn bloß der Beckenrand?"

Unsere ASSE von morgen

Bei den „Schwimmküken" des ASK Rostock war Klaus Weidt zu Gast

„Er kann weder lesen, schreiben, noch schwimmen", urteilte einst Platon abfällig und charakterisierte damit einen ungebildeten Menschen. Nach meiner Rostockreise bedaure ich außerordentlich, daß der griechische Philosoph bereits 347 v. u. Z. das Zeitliche segnen mußte. Es wäre gewiß ein Platonsches Liebesbekenntnis zu dieser Stadt und ihren jungen Bürgern entstanden . . .
Die Stadtväter halten es nämlich mit Neptun, dem römischen Meeresgott. Und wo soviel Wasser ist wie hier an Rostocks Küste, da sollte sich ein jeder in Neptuns Element auch wie zu Hause fühlen. So steht aus diesem Grunde gleich neben Mathematik und Deutsch das Pflichtfach – Schwimmen. Kaum, daß sich die Jüngsten kein X mehr für ein Q vormachen lassen und das Einmaleins hersagen können, packen sie auch schon Handtuch, Seife und Badehose ein, um ins Neptunschwimmbad zu marschieren. Nach dem zweiten Schuljahr gibt es Zensuren. Und was muß da gekonnt werden? Vor allem das Schwimmen auf dem Rücken! Früher lernten wir Älteren zuerst Brustschwimmen; doch das ist heute überholt – nach den modernen schwimmethodischen Erkenntnissen. In Rostock wird man in nicht allzu ferner Zukunft bereits den ABC-Schützen den Badeanzug in der Schultüte mitliefern. Denn mit sechs Jahren sollten Kinder schon schwimmen können. Aus zwei Gründen: erstens, um ungefährdet im Sommer baden gehen zu können; zweitens, um rechtzeitig einmal die Leistungen der internationalen Schwimmelite zu erreichen.





Gerade um letzteres kümmert man sich in der schwimmsportbegeisterten Hafenstadt mit beachtlicher Zielstrebigkeit. So werden die begabtesten Schwimmer bereits nach der zweiten Klasse von den ASK- und Empor-Trainern für den außerschulischen Kursus „herausgefischt". Harry Brzank, einer der Nachwuchstrainer des Armeesportklubs, erzählt mir einiges: „1200 Kinder aus 17 Rostocker Schulen haben wir im Vorjahr getestet. Von diesen suchten wir 120 aus, die talentiertesten. Und die werden jetzt von uns Trainern betreut."
Das hört sich so einfach an, und ist es überhaupt nicht. Was da alles berücksichtigt wird! Zuerst sind Fragebogen auszufüllen: Wichtig ist neben der Größe des Kindes auch die seiner Eltern. So hat man Anhaltspunkte, wie groß etwa der Sprößling wird. Und man ist bestrebt, einmal Schwimmer heranzuziehen, die mindestens 1,75 m, möglichst aber wie der Weltklassedurchschnitt mehr als 1,80 m erreichen. Die Länge der Arme und Beine, die Breite der Schultern werden gemessen, und auch der Gesamteindruck (ängstlich oder nicht) spielt eine Rolle bei der Auswahl. Bei einem Schwimmwettkampf über 25 m müssen dann die Schulkinder zeigen, was sie in einem Jahr gelernt haben.

„Alle Eltern wissen, daß wir Olympiakandidaten heranbilden wollen", erklärt Genosse Brzank. „Sie kennen den möglichen Weg ihrer Kinder, der über den außerschulischen Schwimmunterricht zur Kinder- und Jugendsportschule und später zu einem Sportklub führen kann. Jeder Zehnte von den 120 ausgewählten Schwimmkindern hat praktisch eine Chance, in die KJS delegiert zu werden."

Aber die Eltern wissen auch, daß diejenigen Kinder keine Nachteile haben, die nicht die Voraussetzungen für die Kinder- und Jugendsportschule mitbringen. Denn alle haben sie auf jeden Fall gut schwimmen gelernt und können in den Sportgemeinschaften weitertrainieren. Auch der Weg zu den Wasserballern steht vielen offen.

In der Halle, die den Namen Neptuns trägt, tummeln sich Tag für Tag von früh bis spät Hunderte Jungen und Mädchen. Sie werden in diesen Kursen in den vier Schwimmarten Kraul, Brust, Rücken und Delphin von erfahrenen Trainern ausgebildet. Harry Brzank z. B. hatte einst die Geschwister Grimmer entdeckt und Egon Henniger entwickelt. Günter Senteck war der erste Mannschaftsleiter der ASK-Schwimmer und, wie Klaus Rudolph, selbst bei Vorwärts aktiv.

Als ich Harrys Einladung in die Neptunhalle folge, bietet sich ein turbulentes Bild. Im türkisschillernden Wasser der 25-m-Bahnen schnellen die 10- bis 11jährigen mit kräftigen Delphinschlägen voran. Sie schmettern und kraulen in einem Tempo, daß ich es nie gewagt hätte, mit einem auch nur einen Vergleich aufzunehmen. „Du würdest auch jeden Wettkampf mit ihnen glattweg verlieren", lacht Trainer Brzank, „denn sie bewältigen heute das Pensum, das unsere Asse im Jahr der Leipziger Europameisterschaften, also 1962, trainierten — 17 Kilometer in der Woche!" Und während die zweite Klasse „nur" 80 Trainingskilometer in 68 Stunden herunterschwimmt, bewältigt die „Fünfte" bereits 600 km in 342 Stunden. Als ich seine Steppkes beim „Landtraining" beobachte, erfahre ich, daß es 114 Stunden alljährlich sind, in denen sie grätschen, springen, hocken, klettern und Medizinbälle stoßen.

33 Kinderrekorde wurden im Klub bisher aufgestellt — 28 davon verbesserten die „Brzanker" allein im Vorjahr. Harry Brzanks Gruppe ist die erste, die kontinuierlich vorbereitet wird. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man beim

Unsere ASSE von morgen

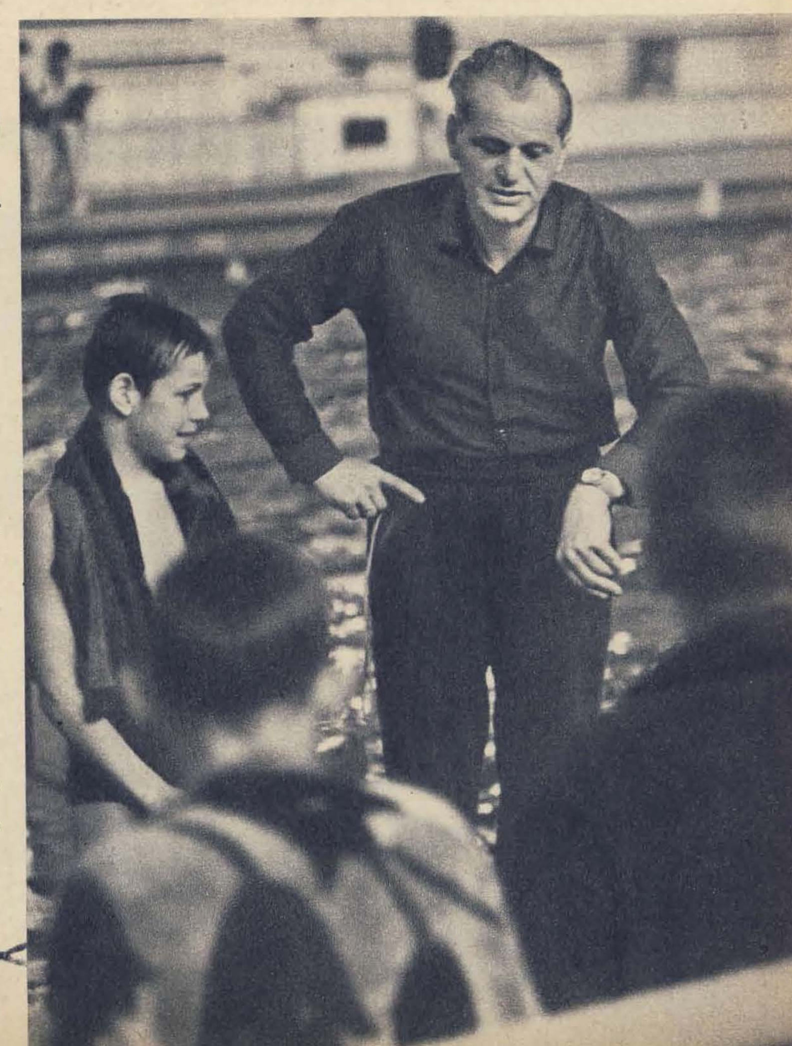
Bild oben: „Ob ich jetzt auch auf dem Bild bin? Dabei habe ich mir doch alle Mühe gegeben und bin sooo hoch geklettert."

◀

„Tante, guck doch mal! Ich kann schon zehn Meter schwimmen. Die Marlies kann nicht so viel, und die kommt schon bald in die Schule."

▶

„So Jungs, das wär's, was ich Euch für heute noch sagen wollte. Ubermorgen um die gleiche Zeit treffen wir uns hier wieder!"



ASK mit einer eigenen zielstrebigen Nachwuchsarbeit begann. Bis 1962 hatten sich die Trainer nur um die vorhandenen Spitzenkönner gekümmert — um Männer wie Tittes, Henninger und Göhlich. 1962 war das Jahr der großen Wende, und aus jener Zeit ist noch ein Rostocker Junge im Trainingsprozeß — einer allerdings, der etwas zu versprechen scheint: Hans-Jochen Hollatz, ein von Jugendtrainer Schwarz betreuter Achtzehnjähriger, der die 200 m Brust in 2:36 min zurücklegt.

Ich habe einige entdeckt, die bei eisernem Training vielleicht schon zu den Olympiahoffnungen unserer Republik für 1972 zählen können.

Da ist der kleine Frank, der stolz darauf ist, denselben Vornamen zu tragen wie Europameister Wiegand. In den letzten beiden Jahren hat er im Kraul recht schöne Fortschritte gemacht. Sein Trainer zeigt mir die 100-m-Freistilkurve: sie fällt von 1:51,2 (Juli 1965) immerhin auf 1:11,1 (März 1967). „Das Training macht Riesenspaß", strahlt der Elfjährige und fügt so nebenbei hinzu: „40 Wettkämpfe habe ich bisher bestritten." Wieviel er gewonnen hat? Alle! Da ist der Thomas. Er hat einen Vater, der mit der Ostsee sozusagen dienstlich verankert ist. Denn Vizeadmiral Ehm ist der Chef unserer Volksmarine. Der schwimmsportbegeisterte Admiral schickte gleich zwei Söhne — Manfred (9) und Thomas (11) — zu den Trainern des Rostocker Armeesportklubs. Nachdem der Große, Wolfgang, bereits beim ASK Wasserball spielte ... Thomas ist ein kleines As im Delphinschwimmen, und seine Bestzeit steht auf 1:25 über 100 m. „Vati fragt uns jeden Tag, wie's im Training geht — wenn er zu Hause ist, natürlich. Beim Wettkampf war er auch schon." Was Thomas einmal werden will? Er verrät es mir, ohne lange zu überlegen: „Ein guter Matrose, der besonders gut schwimmen kann."

Die Ehm-Jungs sind nicht die einzigen Sprößlinge Rostocker Offiziere in den ASK-Schwimmgruppen. So trainieren mit Dieter und Peter Mosch die Söhne des Klubleiters, und Hartmut Winkler wurde von seinem Vater, dem Rostocker ASV-Vorsitzenden, ins Neptunbad geschickt.

Da sind auch die Pöppels. Ihr Vater ist Hauptfeldwebel in einem Truppenteil. Trainer Günter Senteck zeigt mir Henrys Trainingstagebuch. Erstaunlich, mit welcher Sorgfalt diese bunte Chronik aller Wettkämpfe und Leistungskontrollen geschrieben und gemalt wurde. „Mein Vorbild ist Frank Wiegand", steht auf der Innenseite, dazu ein Bild des Olympia-Zweiten. Fotos anderer Armeeschwimmer schließen sich an. Ich staune, was Henry schon so alles gesehen hat. So reiste er zu Schülerwettkämpfen nach Magdeburg, Berlin, Dresden, Klingenthal — ja, sogar per Flugzeug nach Prag! Fahrkarten sind eingeklebt, bunte Ansichtskarten dazu und Autogramme bekannter Sportler.



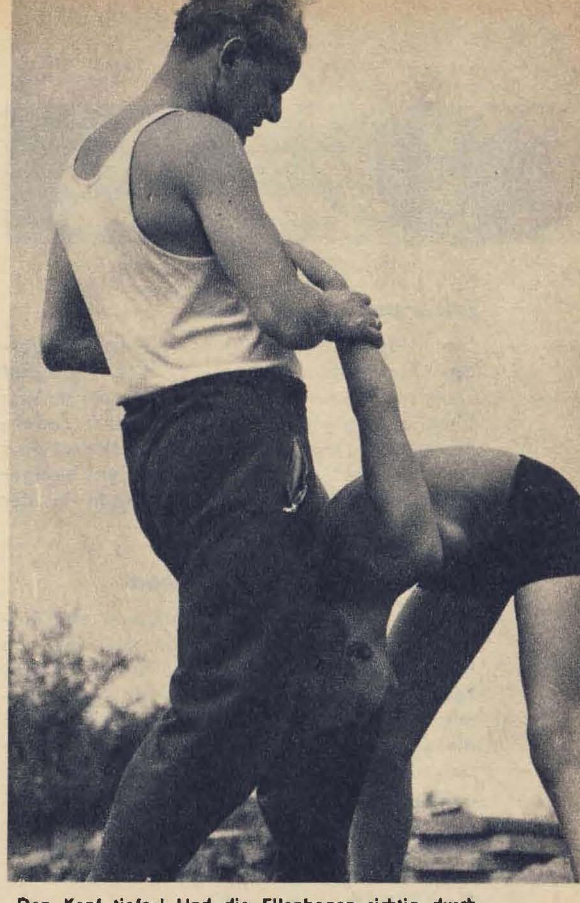
An besonders auffälliger Stelle immer seine Zeiten und Plazierungen.

Schwimmen darf auf keinen Fall zu Lasten anderer schulischer Fächer gehen. Zwillingsbruder Rainer bekam das einmal zu spüren, als er wegen miserabler Zensuren Startsperre erhielt. Und das, obwohl er zu den besten Delphinschwimmern seiner Altersklasse in der DDR zählt . . .

Man hat aber auch noch größere Sorgen. Fast täglich spricht man über sie: Das einzige Schwimmbad ist nicht nur schlechthin ausgelastet – es ist überlastet. Auf den Bahnen drängen sich die großen und kleinen Schwimmer. Da sind mehr als 30 Schulen, da sind die Sportklubs Vorwärts und Empor mit Schwimmern und Wasserballern. So wird – bildlich gesehen – die Wasserfläche immer kleiner.

Ein anderes Ärgernis dürfte leichter zu beheben sein. Überall berichten die erfolgreichen ASK-Sportler wie Wiegand, Henninger, Poser oder Katzur in Wort und Lichtbild auf vielen Foren. Nur zum eigenen Schwimmnachwuchs scheint der Weg zu weit zu sein. Weder Klub- noch Sektionsleitung haben es fertiggebracht, die Großen mit den Kleinen – und sei es einmal für eine Stunde – zusammenzubringen. Da möge doch einmal Neptun mit seinem Dreizack dazwischenfahren . . .

Immer neue Wege führen zu olympischen Medaillen. Seit einem Jahr handeln die Trainer



„Den Kopf tiefer! Und die Ellenbogen richtig durchdrücken! Ja, so ist's gut." Trainer Brzank achtet auf eine sorgfältige athletische Ausbildung.



◀ „Rechts – links – einatmen – rechts – links – einatmen. Wenn jetzt Frank Wiegand mich sieht, ob er mich da loben würde? Es geht doch schon ganz gut!"

auch nach diesem Motto: Noch vor dem ABC das Schwimmsport-Einmaleins! 240 Eltern hatten sich, vom ASK Rostock eingeladen, eines Sonntags mit ihren Fünfjährigen eingefunden. 100 wurden nach den bekannten Merkmalen ausgesucht. In 30 Stunden erlernen sie nun das Rückenschwimmen. Drei Hausfrauen – Inge Müller, Waltraud Kröger, Anni Hirt – und eine KJS-Schülerin bringen den Kleinsten das Schwimmen spielend bei. Ein Drittel von ihnen wird am 1. September gemeinsam eingeschult – in eine „Schwimmerklasse". Das ist neu in unserer Republik!

Man sieht's: In Rostock tun Sport- und Stadtväter alles Erdenkliche, um den Ruf einer Schwimmerhochburg noch für Jahrzehnte zu wahren. Und es wachsen Kinder heran, die nicht nur schlechthin lesen, schreiben und schwimmen können, sondern auch nach Meistertiteln und Olympiamedaillen greifen. Zum Ruhme ihrer sportbegeisterten Stadt, zum Ruhme ihrer Republik.

MILITÄRTECHNISCHE *Umschau*

Trinkwasserautomat

Die Neukonstruktion eines Seewasser-Verdampfungsautomaten soll nach erfolgreicher Erprobung demnächst als Jugendobjekt im VEB Chemieanlagenbau Erfurt-Rudisleben in Serienproduktion gehen. Der Automat erfordert eine um 60 Prozent geringere Montagezeit, weniger Wartung und relativ kleinen Raum in der Schiffsausrüstung.

Verschleißlose Maschinen

Die Moskauer Professoren Gorkunow und Kragelski erhöhten die Funktionsfähigkeit von Maschinenteilen aus Stahl und Bronze um das Tausendfache, indem sie glyzerinartige Schmiermittel verwenden. Der Effekt besteht darin, daß die abgeriebenen Oberflächenteile der Bronze auf die Oberfläche des Stahls wandern und wieder zurück. Dieser wechselnde Übergang kann unendlich lange dauern und schützt gegen weiteren Abrieb.

KrAZ-255 in Erprobung

Im Autowerk von Krementschug, das den bekannten LKW KrAZ - 214 herstellt, wird der Nachfolgetyp KrAZ - 255 bereits getestet. Dieses neue Zugmittel hat 250 PS unter der Haube und besitzt eine hydraulische Vorder- und Hinterradaufhängung, die dem Fahrzeug eine weiche Fahrweise verleiht. Zur Erleichterung für den Fahrer ist wie beim „214" eine hydraulische Lenkhilfe vorhanden. Der Reifendruck der stärkeren Reifen kann über eine Regelanlage aus dem Fahrerhaus verändert werden. Das ermöglicht, die Geländegängigkeit entsprechend den unterschiedlichen Bodenverhältnissen zu regulieren. Nach der Prüfung durch die staatliche Kommission wird die Bandproduktion aufgenommen. Der KrAZ - 255 wird dann den Typ 214 ablösen.



Tauchkühler

Das Gegenstück zum Tauchsieder stellt der VEB DKK Scharfenstein vor: den Tauchkühler. Das nach einem vom französischen Physiker Peltier vor 100 Jahren entdeckten, aber seitdem kaum genutzten thermoelektrischen Effekt konstruierte Gerät vermag 1 Liter Wasser in 1 Stunde um 15° abzukühlen. Zusammengeschaltete Peltier-Batterien können bei einer Außentemperatur von 20° eine Kälte bis zu – 70° erzeugen.

Unterwasser-Elektromotore

Als Antriebsmotore für Tauchfahrzeuge und andere Unterwasser-Verwendung hat die Westinghouse Electric ungekapselte Elektromotore entwickelt, bei denen das Süß- oder Meerwasser ungehindert die Wicklungen und Edelstahllager umspült und als Kühlflüssigkeit wirkt.

Knitterfrei und wasserdicht

Textile Mischgewebe aus Baumwolle und Chemiefasern, die radioaktiv bestrahlt wurden, sollen nach Mitteilung kanadischer Chemiker knitterfrei, wasserdicht und unbrennbar werden und auch chemischen Einwirkungen widerstehen.

Klarsicht bei 2000 Grad C

Durchsichtig wie Glas und dabei noch hitzebeständig bei Temperaturen bis zu 2200 °C ist das keramische Material, das von der General Electric Company aus Yttriumoxid und Thoriumoxid im Forschungslabor hergestellt wurde. Dagegen ist bei Quarz schon mit 1400° der Schmelzpunkt erreicht.

Minikamera

Kleiner als eine menschliche Hand ist eine von der RCA (USA) entwickelte Fernsehkamera. 32 400 mikroskopisch kleine Fotozellen sind an Stelle der üblichen Bildröhre auf einer Glasplatte mit dünnsten Drähten zu winzigen Abschnitten zusammengefaßt. Jeder dieser Punkte erzeugt entsprechend der Stärke des darauffallenden Lichts elektrische Ströme, die von einem mikroelektronischen System in jeder Sekunde 60mal senkrecht und waagerecht abgetastet werden.

Hubschrauber ohne „Brennstoff"

Einen drei Meter langen Klein-Hubschrauber für Dauereinsätze konstruiert die US-Luftwaffe. Die Energie für den starken Elektromotor des Helikopters soll von einer stationären Sendeanlage aus in Form von Mikrowellen drahtlos übertragen werden. Bisher gelang die drahtlose Übertragung von Strom nur im Laborexperiment.

„Einheits"-LKW?

Westdeutschen Verlautbarungen zufolge sollen ab 1970 in der Bundeswehr nur noch drei LKW-Typen im Einsatz sein: 4-Tonner mit 200 PS-Leistung, 7-Tonner mit 300 PS und 10-Tonner mit ebenfalls 300 PS. Alle diese Fahrzeuge sollen ein einheitliches Fahrerhaus sowie standardisierte Felgen und Reifen erhalten.

Französische Brennstoffzellen

Die industrielle Entwicklung von Brennstoffzellen wurde in Frankreich aufgenommen. Die Studien, die vom Institute des Petrole in Zusammenarbeit mit staatlichen Forschungsinstituten betrieben werden, sollen jetzt zum Bau von Prototypen führen und ab 1970 eine industrielle Fertigung von Brennstoffzellen für den Antrieb von Kraftfahrzeugen und die Verwendung in der Nachrichtentechnik erlauben.



Jugoslawische „Katjuscha"

Einen 32rohrigen reaktiven Werfer konstruierten jugoslawische Militärfachleute für die Jugoslawische Volksarmee. Die Rohre des Werfers liegen in einem geschlossenen Block, der wiederum auf ein zweirädriges Fahrgestell mit Spreizlafette montiert ist. Der Höhen- und Seitenrichtmechanismus sowie die optischen Geräte befinden sich an der linken Seite des Rohrblockes. Die Grundkonzeption des Werfers erinnert an die tschechoslowakische Ausführung auf LKW. Die Geschosse sind drallstabilisiert.

FACHBÜCHEREI

Mehrere Verlage der DDR bemühen sich, der Forderung nachzukommen, mehr Nachschlagewerke herauszubringen und in dieser Hinsicht noch vorhandene Lücken zu schließen, indem sie handliche und reich illustrierte „Wissensspeicher" herausgeben.

Durch das Taschenlexikon **„Raketentechnik – Raumfahrt"** von Heinz Mielke wird eine derartige und recht spürbare Lücke auf einem Fachgebiet beseitigt, das immer mehr Interessenten gewinnt. Eine sehr große Anzahl von Textzeichnungen und Bildtafeln trägt dazu bei, dem in diesem Problemkreis wenig bewanderten Leser die Fachbegriffe leichter verständlich zu machen. Für den militär-technisch interessierten Leser ist vor allem die Vielzahl der Angaben über Raketentypen, ihre Konstrukteure sowie die Geschichte der Raketen hervorzuheben. Insgesamt enthält das Buch rund 1000 alphabetisch geordnete Stichwörter aus der Raketen- und Raumfahrttechnik sowie den angrenzenden Bereichen.

Wer sich mehr für die Kraftfahrzeuge interessiert und ständig dienstlich oder privat mit ihnen zu tun hat, wird sich sicher das **„Lexikon für Kraftfahrzeugtechnik"** empfehlen lassen. Es erspart die Zeit, die bei irgendwelchen Problemen benötigt wird, um ganze Berge von Literatur zu durchwühlen. Zahlreiche Prinzipzeichnungen, Skizzen, Tabellen und Risse illustrieren die 3500 Worterklärungen. Hauptanliegen der Autoren und des Verlages ist es, mit diesem Buch Lernende und Studierende zu unterstützen. Darüber hinaus soll es die Berufskraftfahrer anregen, in einzelne Probleme tiefer einzudringen, Vergessenes aufzufrischen und die neuesten Erkenntnisse, so z. B. auf dem Gebiet der Schmierstoffe, der Lackierung und Blechverformung, zu übernehmen.

Für einen breiten Leserkreis ist auch das eben erschienene **„Wörterbuch der Ökonomie – Sozialismus"** gedacht. Besonders vorteilhaft ist, daß die Begriffserklärungen dieses Buches sehr oft mit konkretem statistischem Zahlenmaterial verarbeitet wurden und ein nochmaliges Suchen nach passenden Beispielen überflüssig ist. So findet man beispielsweise unter dem Begriff „gesellschaftliches Gesamtprodukt" eine Skizze zur Struktur des gesellschaftlichen Gesamtproduktes der DDR im Jahre 1965 und zwei aussagekräftige Tabellen aus dem Statistischen Jahrbuch der DDR. Diese Arbeit ist insbesondere für alle Fernstudenten eine Hilfe, aber auch im täglichen Dienst sehr wertvoll.

Meyers Taschenlexikon **„Raketentechnik – Raumfahrt"** von Heinz Mielke, VEB Bibliographisches Institut, Leipzig 1967, 424 S., 48 Bildtafeln, 215 Textabbildungen, Ganzleinen, 15,– MDN.

Ing. G. Schnitzlein und Ing. R. Pertzsch **„Lexikon für Kraftfahrzeugtechnik"**, VEB Verlag Technik, Berlin 1967, 315 S., über 600 Textabbildungen, Lederin mit Schutzumschlag, 13,80 MDN.

Autorenkollektiv **„Wörterbuch der Ökonomie – Sozialismus"**, Dietz Verlag, Berlin 1967, 529 S., Lederin mit Schutzumschlag, 9,80 MDN. W. K.



**Von Iwan KOLOSS, Moskau,
ehemaliger Betreuer der Gruppe 117 des
Nationalkomitees „Freies Deutschland"**

Eine erfreuliche Nachricht war im Sommer 1944 aus dem Radio gedrungen: Die 1. und die 2. Belorussische Front hatten eine gewaltige Offensive in den Richtungen Minsk und Bobruisk begonnen. Die Operationen der Partisanen wurden mit denen der regulären Truppen koordiniert. Der Verband Platons, zu dem 24 Partisanenbrigaden gehörten, sprengte Brücken und Eisenbahnstrecken, ließ Munitionszüge entgleisen, beunruhigte die Besatzungen der Ortschaften ununterbrochen und brachte ihnen empfindlichen Schaden an Kräften und Mitteln bei.

Im Stab war außerdem beschlossen worden, die bei den Partisanen arbeitenden deutschen Genossen so aufzuteilen, daß sie bei Kampfhandlungen als Parlamentäre mit deutschen Truppen verhandeln könnten. Ich teilte diesen Beschluß der Gruppe 117 mit.

Seitdem die Offensive der Roten Armee begonnen hatte, war mir aufgefallen, daß Felix Scheffler schweigsamer und nachdenklicher geworden war, manchmal an die Karte trat und sie genau studierte, wobei er mit dem Zeigefinger die Straßenlinien entlangfuhr. Schließlich rückte er mit der Sprache heraus und entwickelte eine kühne Idee, die uns so gefiel, daß wir sofort beschlossen, sie zu verwirklichen. Nachdem wir selbst die geringsten Einzelheiten des Unternehmens festgelegt hatten, ging ich zum Kommandeur des Verbandes, zu Platon, um ihm unsere Absichten zu melden.

Auch er hieß den Plan gut.

In einer der folgenden Nächte legten wir uns mit zwei Partisanenabteilungen an einer von Ausläufern des Naliboksker Forstes umsäumten Straßenkreuzung in den Hinterhalt. Felix stand mitten auf der Kreuzung.

Etwa um zwei Uhr morgens war das Knattern von Motorrädern zu hören. Sie näherten sich aus Frontrichtung mit abgeblendetem Licht. Noch eine Minute, und Felix hielt sie an. Dann sprach er mit ihnen, und die Wehrmachts-Kradfahrer rollten sofort weiter. Später erzählte uns Felix, daß sie sehr froh gewesen seien, einen „Regulierungsposten" zu treffen, denn auf den Rückzugsstraßen herrsche ein furchtbares Durcheinander.

Nach einer weiteren halben Stunde hörten wir das Klappern beschlagener Stiefel und danach auch deutsche Laute. Es näherte sich flüchtende Infanterie. Als ihre Spitzensicherung die Kreuzung erreicht hatte, hob Felix die Hand und hielt die Soldaten an.

„Feldwache! Wo ist der Kommandeur?", fragte er dienstlich.

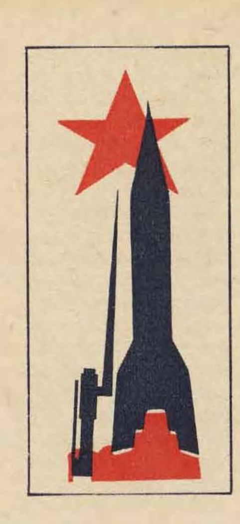
„Der Kommandeur kommt weiter hinten mit dem Regiment." Bald darauf traf auch der Kommandeur, ein faschistischer Major, ein. Das Regiment, von dem nicht viel mehr als 400 Mann übriggeblieben waren, machte Halt. Felix erwies eine ordnungsgemäße Ehrenbezeugung und meldete die Lage: „Die Straße ist von starken gegnerischen Kräften abgeschnitten. Auf Weisung des Kommandos haben Sie als Umleitung diese Straße zu benutzen!"

„Verdammt . . .", fluchte der Major, gab aber sofort ein entsprechendes Kommando. Die Faschisten schlugen den von Felix gewiesenen Nebenweg ein und begaben sich damit in unser Gebiet. Unsere Abteilungen bewegten sich parallel zu dem deutschen Regiment, gaben aber ihre Anwesenheit durch nichts zu erkennen. Nachdem sich das Regiment auf der Nebenstraße etwa 12 km tief im Wald befand, tauchte Felix unerwartet vor der Kolonne auf. Er hob die Hand und rief laut:

„Landsleute! Hört mich bitte ruhig an, ohne jede Panik und Furcht! Ich bin zu euch gekommen, um euch vor dem sicheren Tode zu retten . . ."

Der verdutzte Major dachte zuerst, daß irgendein Aufrührer vor dem Regiment stünde und wollte nach der Pistole greifen, woran er aber von seinen eigenen Soldaten gehindert wurde. „Ich schieße", schrie der Major trotzdem. Als er aber gemerkt hatte, daß auch Karl Rinagel und Hugo Bahrs in deutscher Uniform zu ihm getreten waren, schwieg er endlich. Felix fuhr fort:





„Wie ihr seht, sind wir Deutsche. Aber wir hatten keine Lust mehr, unser Blut für eine schlechte Sache zu vergießen und haben uns deshalb entschlossen, auf die Seite der sowjetischen Partisanen zu gehen. Hitler hat vielen Völkern und auch unserem deutschen Volk Unglück gebracht. Er hat Deutschland mit Schande bedeckt. Und jetzt frage ich euch: Wozu solltet ihr sinnlos Widerstand leisten? Ist es nicht besser, die Waffen niederzulegen und damit den Zusammenbruch der Hitlerdiktatur zu beschleunigen?"
„Wo sind wir denn überhaupt?" fragte einer der Soldaten.
„Ihr seid an einem sicheren Ort", antwortete Hugo an Felix' Stelle. „Ihr befindet euch bei den Partisanen, und ich – Hugo Bahrs – ehemaliger Soldat, garantiere euch für eure Sicherheit!"
„Ja, euch droht wirklich nichts", bestätigte Felix, „legt die Waffen nieder!"
Nun traten auch die Partisanen aus der Deckung. Die Soldaten waren zunächst erschrokken, aber als sie sich davon überzeugt hatten, daß sie in der Falle saßen und im übrigen die „schrecklichen russischen Partisanen" ganz friedlich gestimmt schienen und lachten, begannen sie ihre Maschinenpistolen, Handgranaten und Seitengewehre zusammenzulegen. Felix, Hugo und die übrigen deutschen Partisanen verteilten sofort Flugblätter.
Ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, hatte sich das Regiment ergeben. Das Hitlersche Oberkommando mußte einen ganzen Truppenteil aus seiner Stärkeliste streichen.
Ein paar Tage später siedelte ich mit einer Gruppe Partisanen, zu der auch Hugo Bahrs gehörte, in das Lager Fedor Danowitschs über. Wir sollten Bahrs nach Ljubtscha schicken, um dort zu „inspizieren".
„An den kleinen Ort heranzukommen, ist sehr schwierig", sagte Danowitsch. „Nördlich von Ljubtscha fließt der Neman, im Süden und Westen ist nichts als Steppe. Bliebe höchstens der Zugang von Osten, durch das ehemalige Gut des Grafen, gleich neben der Ortschaft. Wir machen es am besten so: Unsere Jungen brin-

Bild oben: Höhepunkt und Abschluß des Partisanenkampfes an jenem Abschnitt: die Siegesparade in Minsk.



Trauer um die gefallenen Genossen. Der linke Ehrenposten (mit Gewehr) ist ein deutscher Überläufer, der bei der Gruppe 117 blieb und sich ausgezeichnet bewährte.

gen ihn fünf Kilometer stromaufwärts über den Neman, und von da ab geht er allein.
Bahrs hatte eine Leutnantsuniform angezogen und lachte, als er sich in einem Spiegelscherben prüfend musterte.
„Ein richtiger Inspekteur, wie vom Führer persönlich."
„Wenn schon nicht vom Führer, dann aber aus der Polizeiverwaltung Baranowitschi. Das ist fast dasselbe", entgegnete Danowitsch.
Das Übersetzen verlief glatt. Bahrs hielt sich zunächst immer im Ufergebüsch, dann wandte er sich nach Westen in Richtung auf das gräfliche Gut. Gegen Mitternacht kam er in Ljubtscha an. Er bog um das Gebüsch am Ostrand des Fleckens und ging auf dem Damm der Schmalspurbahn entlang, die Ljubtscha mit der Stadt Nwogrudok verbindet. Unterwegs überholte ihn eine kleine Lokomotive mit einigen Waggons.
In dem kleinen, engen Bahnhofsgebäude saßen einige bärtige Bauern herum. Als Bahrs eintrat, standen sie auf.
„Wo ist der Stationsvorsteher?" fragte er auf deutsch.
„Ich verstehe Sie nicht, Herr", antwortete ein Bauer.
„Führe mich zum Stationsvorsteher", befahl Bahrs und machte entsprechende Gesten. Der Bärtige stand auf, aber da öffnete sich die Tür, und ein hagerer Mensch stürzte ins Gebäude.
„Ich bin der Stationsvorsteher, Herr Offizier", sagte dieser, wobei er die deutschen Worte mühselig zusammensuchte.
„Warum empfangen Sie mich denn nicht?"
„Wir haben keine Verbindung, Herr Offizier. Ich hörte gerade Ihr Gespräch und bin gleich gelaufen.
„Wie heißen Sie?"
„Polizist Adamtschik!"
„Gehen wir in Ihr Zimmer!"
„Ich habe kein Zimmer, aber es gibt einen Postenraum, Herr Chef", meldete er.
In dem schmalen, schmutzigen Zimmerchen erzählte er dann Bahrs, wo sich das Polizeirevier befinde und wo die Deutschen untergebracht seien. Vom Stationsvorsteher erfuhr der Aufklärer alles, was er brauchte. Dann sagte Bahrs: „Sie werden mich jetzt zum Leiter der Polizei führen. Ich bin der Inspekteur aus Baranowitschi."
„Sehr gern, Herr Offizier", stimmte der Polizist diensteifrig zu, „unser Leiter empfängt gerne Gäste."
In der Nähe eines langgestreckten Hauses rief sie ein Posten an.
„Wer da?"
Adamtschik nannte seinen Namen und die Parole. „Mit mir ist noch ein Herr Inspekteur aus Baranowitschi, Leutnant Dietrich. Wir müssen zum Leiter."
„Das stimmt", bestätigte Bahrs auf deutsch. Der Strahl einer Taschenlampe leuchtete auf, und der Posten, der sich davon überzeugt hatte, daß es tatsächlich Adamtschik und ein Offizier waren, sagte unterwürfig: „Sie können passieren, aber der Leiter ist nicht da, nur sein Stellvertreter."
In dem langen Korridor brannte trüb eine Petroleumlampe; die Gewehre und Maschinenpistolen waren in Pyramiden zusammengestellt. Der stellvertretende Leiter der von den Faschisten zusammengestellten einheimischen Polizei kam aus einem Seitenzimmer gelaufen. Als er Bahrs sah, rückte er im Gehen die Pistolentasche zurecht, nahm Haltung an, schlug die Hacken zusammen und stellte sich vor: „Oberpolizist Babenko! Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Leutnant?"
„Warum ist am Bahnhof keine Sicherung aufgestellt?" fragte Bahrs in ärgerlichem Tonfall.


NATIONALKOMITEE
Freies Deutschland

KAMERADEN, ERGEBT EUCH!

Ihr haltet Euch hier noch in verstreuten Gruppen in den Wäldern auf. Es ist doch aussichtslos sich h i e r noch zu verstecken, da Ihr Euch bereits im tiefen Hinterland der Roten Armee befindet. Ihr könnt nur w e n i g e Tage ohne Verpflegung auskommen. In diesem Gebiet stehen viele Tausend Partisanen und Truppen der Roten Armee. Es gibt k e i n e n W e g mehr zurück.

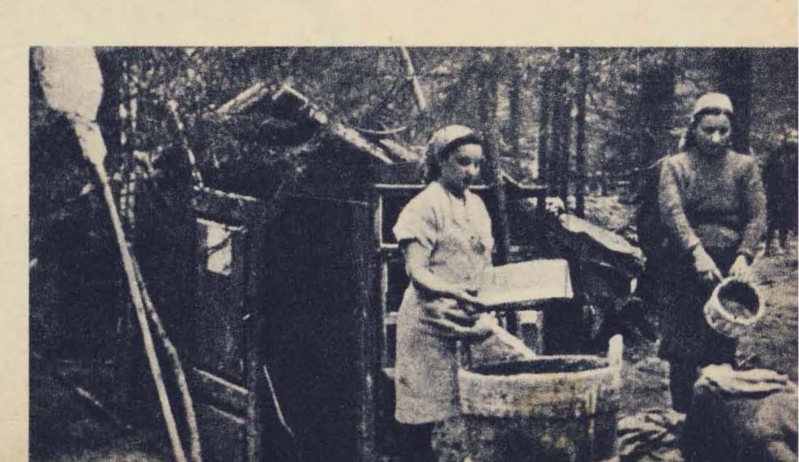
Im Sommer 1944 von der Gruppe 117 herausgegebenes Flugblatt, das zur Kapitulation aufforderte.



„Einen Augenblick, Herr Leutnant. Ich hole nur den Dolmetscher! – Susel, zu mir!“ schrie jener.
Zu ihnen trat ein Greis. Bahrs wiederholte seine Frage.
„Sicherungen, Herr Leutnant, haben wir am Flußufer und am Westrand aufgestellt“, erläuterte Babenko. „An der Südseite pendeln Streifen. Wir halten uns an die Instruktion des Kommandeurs der SS-Abteilung, Herrn Seiß.“
Bahrs sah im Zimmer die Liste der Polizisten durch und interessierte sich für die Dienstdurchführung.
„Sagen Sie Babenko“, wandte er sich dann an den Dolmetscher, „daß er sofort 15 Polizisten einteilen soll. Die sollen mich bis zum Marktflecken Korelitschi begleiten. Unterwegs, im nächsten Dorf, müssen wir noch Fuhrwerke organisieren. Haben Sie mich verstanden?“
Der Greis übersetzte und meldete dann, daß alles sofort erledigt würde.
Im Lager hatten wir mit Hugo Bahrs verabredet, daß er zu einer bestimmten Zeit zurückkehren solle. Wenn Polizisten oder SS-Leute dabei wären, sollte er auf der Straße Ljubtscha–Korelitschi kommen, wenn er allein wäre, den alten Weg am Flußufer entlang.
Beim Morgengrauen war die Partisanengruppe Serdjuks schon unterwegs. Der Kommandeur selbst hielt die ganze Zeit über angestrengt in Richtung Ljubtscha Ausschau. Dann tauchten aus einer Kurve Fuhrwerke auf. Serdjuk befahl: „Fertigmachen!“
Auf dem vordersten Fuhrwerk saß Bahrs mit zwei Polizisten. Er gab das Zeichen zum Anhalten.
„Was werden wir machen, Herr Leutnant?“ ließ Babenko durch einen Polizisten fragen, der Deutsch sprechen konnte.
„Erst eine Durchsicht und dann eine kleine Übung. Ich werde die Aufgabe erklären, lassen Sie die Polizisten antreten!“
„Zu Befehl, Herr Leutnant! Antreten!“
Die Polizisten traten schnell an; Bahrs befahl: „Die Waffen auf den Wagen ablegen!“
Babenko sah Bahrs argwöhnisch an, aber als er dessen ernstes Gesicht bemerkte, ging er langsam auf das Fuhrwerk zu.
„Antreten!“ schrie Bahrs nochmals.
In diesem Augenblick sprangen die Partisanen aus dem Gebüsch. Ohne einen einzigen Schuß überwältigten sie die Polizisten und brachten sie ins Lager.

Das ist der Antifaschist Felix Scheffler, eine der Personen unseres Berichtes (hier während einer Maidemonstration in Rostock).
Ebenso wie sein zeitweilig unmittelbarer Kampfgefährte Hugo Bahrs (siehe Heft 6/1967 „Mit Sonderauftrag im Partisanenwald“) wurde er 1915 in Hamburg geboren. Er besuchte die Mittelschule und ging, als sein Vater starb und er nun seinen Lebensunterhalt selbst verdienen mußte, zur Handelsmarine.
Später – wie Millionen andere zur Hitlerarmee geholt – wurde er Soldat. Vor Leningrad geriet er bereits im September 1941 in sowjetische Gefangenschaft. Er begann, über sein bisheriges Leben in einem Staat, dem er im Interesse seines Volkes zu dienen geglaubt hatte, nachzudenken. Gespräche mit sowjetischen Soldaten und Offizieren taten das ihrige. Zum erstenmal nahm er marxistische Schriften zur Hand, fragte, zweifelte, stritt. Und allmählich wurde er zum überzeugten Antifaschisten. Im Jahre 1943 fuhr er als Delegierter seines Lagers nach Krasnogorsk zum Gründungskongreß des Nationalkomitees „Freies Deutschland“. Es folgte die Arbeit in der Gruppe 117 und später der Kampf um das Vertrauen der Menschen in den Kriegsgefangenenlagern.
1948 kehrte er in die Heimat zurück. Sein weiterer Weg führte ihn nach Berlin, wo er Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands wurde. Schließlich erhielt Genosse Scheffler den Auftrag, beim Aufbau einer Küstenschutzflotte unseres jungen Staates mitzuwirken. Heute ist Felix Scheffler Konteradmiral und bekleidet eine verantwortliche Funktion in der Volksmarine der Deutschen Demokratischen Republik.

◀ Innerhalb weniger Tage ergaben sich den Partisanen im Minsker Gebiet mehr als 4000 deutsche Soldaten.



Die Partisanen hatten sich in dem ausgedehnten Naliboksker Forst, südwestlich von Minsk, so gut es ging häuslich eingerichtet. Eine ihrer lebenswichtigen Einrichtungen: die Feldbäckerei. ▶



Soldaten schreiben für Soldaten

Die Auszeichnung

Gedankenvoll ging der „Dicke" über den regennassen Platz in seine Unterkunft. Er hatte Sorgen, ziemlich große sogar.
Mürrisch setzte er sich auf seinen Lieblingsplatz am Fenster und überlegte, wie alles gekommen war. Eigentlich hieß der „Dicke" Ralf Krüger, war seit zwei Wochen Stabsschreiber und diente seit eineinhalb Jahren in einer Leipziger Einheit. Er mußte sich erst an seine neue Funktion gewöhnen, und wieder einmal hatte bei ihm die Vergeßlichkeit die Oberhand behalten und ihm einen tüchtigen Streich gespielt.
Der Stabschef, Hauptmann Müller, hatte einen eiligen Auftrag für ihn gehabt. „Genosse Krüger, Sie wissen, daß vorhin unerwartet eine Delegation eingetroffen ist. Fahren Sie sofort in die Stadt und besorgen Sie alles Notwendige."
Der „Dicke" machte sich sofort auf den Weg. Alles klappte, und er lieferte nach einer Stunde seine Einkäufe ab. „Abrechnen können Sie morgen", sagte der Stabschef.
Der nächste Tag brachte eine Überraschung. Alarm! Zig-fach geübte Handgriffe. Kurze Kommandos. Motorenlärm. Abmarsch.
Nach drei Tagen kehrte die Einheit zurück; der gewohnte Dienstbetrieb begann wieder. Der „Dicke" kramte in seinen Papieren. Er wollte abrechnen — doch die Quittungen waren weg. Verlegt, verloren?
Und das machte ihm jetzt begreiflicherweise Sorgen. Immerhin hatte er fünfzig Mark ausgelegt. Was nun?
Am nächsten Tag, einem Freitag, klagte er dem Stabschef sein Leid.
Hauptmann Müller, sonst immer zu einem Spaß bereit, machte ein bedenkliches Gesicht. „Na, Genosse Krüger, was haben Sie denn wieder angestellt? Sie sollten etwas mehr Ordnung halten. Ohne Quittung wird es nicht möglich sein, das Geld zurückzuerstatten."
Verzweifelt ging der „Dicke". Da hatte er sich ja was eingebrockt!
Die Tage vergingen, alles bereitete sich auf den 1. Mai vor. Tag der Belobigungen, Beförderungen und Auszeichnungen.
Gelassen nahm der „Dicke" die Geschehnisse wahr. Plötzlich schreckte er zusammen. Sein Name wurde aufgerufen! Wie im Traum hörte er folgendes:
„Für gute Dienstdurchführung wird der Stabsgefreite Ralf Krüger mit einer Geldprämie von fünfzig Mark ausgezeichnet."
Fünfzig Mark! Die Zahl schwirrte in seinem Kopf umher. Diese Lektion saß! Ausgezeichnet mit meinem eigenen Geld! Wenn das die anderen Genossen erfahren, dachte Ralf bekümmert.
Lächelnd überreichte ihm der Stabschef die „Auszeichnung".
Während die anderen im Klub guter Dinge waren, lag der „Dicke" mißmutig auf seinem Bett.
Plötzlich kam der UvD ins Zimmer gestürzt.
„Los, Dicker, sollst zum Stabschef kommen."
„Langsam, langsam", knurrte Krüger. ▶

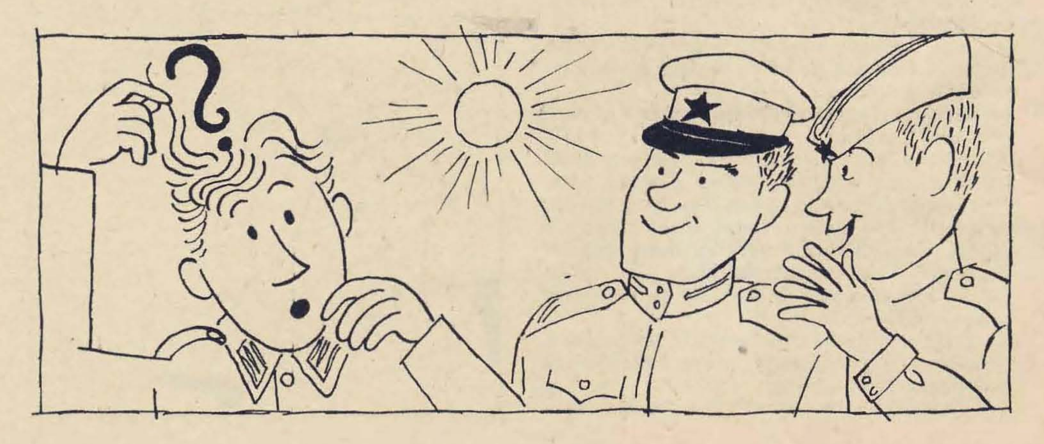


Mit saurer Miene stand er schließlich vor Hauptmann Müller. Jener zog einen Zettel aus dem Schubfach. „Hier. unterschreiben Sie die eidesstattliche Erklärung, daß Sie für Einkäufe MDN 50,– ausgegeben haben!"
Erstaunt und unwillig unterschrieb Krüger und fragte: „Wozu soll denn das nun wieder gut sein?"
„Na, wollen Sie denn Ihr Geld nicht wiederhaben, Sie Nachtmütze?" lachte der Stabschef und drückte unserem freudestrahlenden Ralf fünfzig Mark in die Hand.

Soldat Claus Rummert

Schrecksekunden

Der vollbesetzte Omnibus schaukelte über die Landstraße. Es war drückend heiß. Ich öffnete den Kragen meiner Uniformjacke und reckte den verschwitzten Kopf etwas näher zum offenen Fenster hin. Oh, der kühle Luftstrom tat gut.
Meine Gedanken wanderten zurück. Urlaub – wer denkt nicht gern daran. Unwillkürlich seufzte ich bei dem Gedanken, daß es da genug regnerische Tage gegeben hatte.
„Hallo, Herr Soldat, Sie wollen doch hier aussteigen, oder haben Sie es sich anders überlegt?" riß mich plötzlich die Stimme der Schaffnerin aus meinen Träumen.
„Nein, nein, es ist schon richtig so", murmelte ich und beeilte mich beim Aussteigen. Die frische Luft tat gut. Ich knöpfte meine Uniformjacke zu und nahm Kurs auf den gegenüberliegenden Bahnhof. Dort in der Halle war es kühler. Erleichtert stellte ich meine Tasche ab, und nachdem ich mich nochmals durch einen kurzen Blick in meinen Taschenfahrplan von meiner zweistündigen Wartezeit überzeugt hatte, betrachtete ich die Auslagen.
„Kamerad – Feuer?"
Erstaunt wandte ich mich um und erblickte hinter mir einen jungen sowjetischen Sergeanten. Er deutete auf seine Machorka im Mundwinkel und wiederholte: „Na, du Feuer?"
„Leider nein, nix Feuer, ich Nichtraucher, du verstehn." Ich zog die Schultern hoch und setzte eine bedauerliche Miene auf.
„Ach ,du nix rauchen", wiederholte der Sergeant.
Er nahm die Zigarette wieder aus dem Mund und steckte sie ein. „Nix rauchen – gut, Kamerad", sagte er lächelnd. Ich nickte. „Sparen!" antwortete ich und bewegte Daumen und Zeigefinger.
„Ja, ja!"
Wir mußten beide lachen. Inzwischen hatte sich noch ein sowjetischer Soldat zu uns gesellt. „Fahrer von Auto", stellte der Sergeant ihn vor. Ich reichte ihm die Hand. Der Soldat war etwas kleiner und hatte ein auffallend keckes Gesicht, über das große Schweißperlen rollten. Er lächelte und wischte mit dem Taschentuch über die Stirn.
„Heiß, sehr heiß", meinte der Sergeant, und rückte seine Mütze etwas tiefer über die Augen. Das war zu verstehen. Die Jacke dicht um den Hals geschlossen – ein Glück, daß wir offen tragen dürfen, dachte ich. Ich klopfte den Sergeanten auf die Schulter. „Kamerad, jetzt Bier, kaltes Bier", ich schnalzte mit der Zunge und spürte den trockenen Gaumen. Er lachte. Auch der Fahrer fiel mit ein. „Ja, Kamerad. Bier gut, aber . . ." Er hielt mir die abgespreizten Finger vor die Augen. Ich verstand. Sie waren mit dem Fahrzeug unterwegs.
Als ich mir zum wiederholten Male mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte, schaute mich der Soldat plötzlich schelmisch an und meinte: „Kamerad, wo du so . . . ?" Dabei hielt er die Hand vor die Stirn und beschattete die Augen.
„Gut, du hast recht, gehen wir zu den Bäumen dort, da ist Schatten", erwiderte ich. Doch er



schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich meinte er etwas anderes. Ja, mein Lieber, dachte ich, du hättest in der Schule etwas mehr in Russisch tun sollen, dann brauchtest du weniger die Hände und Füße zur Verständigung. Der Sergeant merkte, daß ich nichts verstand und zeigte auf seinen und meinen Kopf. Ich lächelte: „Du kurz, ich lange Haare", dabei faßte ich eine Strähne und zog sie lang. Da durchfuhr mich plötzlich ein eisiger Schreck. Die Mütze! Meine Mütze hatte ich im Autobus liegengelassen! Auch das noch, ich konnte doch unmöglich „ohne" fahren.
Den beiden waren meine Bestürzung und der Schreck nicht entgangen. Lachend wandte sich der Sergeant an mich. Er deutete auf meinen Kopf und fragte: „Nu, Kamerad, weg . . . wo?" Der Soldat grinste listig, denn auch er hatte bemerkt, worum es ging. Kraftlos ließ ich meinen Arm fallen? „Weg, Kamerad, im Bus weg." Ich machte eine hilflose Handbewegung. Der Soldat lächelte noch immer. „Oh, oh", sagte er. Dann wandte sich der Sergeant an ihn und beide wechselten ein paar Worte. Das Gesicht des Soldaten wurde plötzlich ernst und er sagte etwas zu seinem Kameraden. Beide lachten plötzlich auf, und der Sergeant stieß mich lächelnd in die Seite. „Nu, Kamerad, dawei, dawei." Ich begriff nicht recht. Da faßte der Soldat mich am Arm, nahm meine Tasche und zog mich in Richtung des parkenden Sil. Wollen die etwa . . . ? durchfuhr es mich. Kein Zweifel, sie wollten hinter dem Bus her. Ich blickte auf die Uhr. Vor 15 Minuten war er angekommen. In der Stadt hielt er nur einmal. Der war weit weg. Das hatte also keinen Zweck mehr. Verzweifelt schaute ich die immer noch lächelnden Genossen an. Nur widerstrebend ließ ich mich zu dem Sil ziehen. Der Kleine öffnete die Tür und plötzlich hielt er mir meine Mütze entgegen. Ich muß wohl eine ganz verdutzte Miene gemacht haben, denn nun lachten die beiden los, was das Zeug hielt. Schließlich mußte ich mitlachen, bis mir der Sergeant erklärte: „Frau aus Autobus geworfen. Zu uns. Wir suchen deutsche Soldat ohne Schapka. Dich gefunden!"

Stabsgefreiter Rolf-Dieter Graf

Hoch drob'n ...

Die Übung stand unmittelbar bevor. Wir Fallschirmjäger wußten zwar nicht genau, welcher Art unser Einsatz sein würde, aber wir ahnten, daß es auch diesmal wieder ein „Schauspringen" geben würde, jedenfalls nannten wir den Vorgang so; offiziell hieß das „Einnehmen eines Brückenkopfes." Die Einweisung beim Kommandeur bestätigte unsere Annahme, und wir erfuhren noch, daß der Minister, mehrere



Illustrationen: Harri Parschau

Guter Rat vor Einsendeschluß:

Greif zur Feder, Leser!



Noch zwei Monate trennen uns von den Feierlichkeiten zum 50. Jahrestag des Roten Oktober, und ebenso oft jährt sich am 23. Februar 1968 die Gründung der ruhmreichen Sowjetarmee. Zu Ehren dieser historischen Ereignisse rufen wir alle Leser und Freunde des Soldatenmagazins auf, sich an einem Literatur-Wettbewerb unter dem Motto

Freunde an unserer Seite

zu beteiligen.
Ernste oder heitere, besinnliche oder lustige Episoden und Begebenheiten – Erlebnisse und Beispiele, die zeigen, wie vom Jahr der Befreiung vom Hitlerfaschismus an bis heute unser Leben und Wirken, unser Denken und Fühlen durch Begegnungen mit den Angehörigen der Sowjetarmee positiv beeinflußt wurde – das soll der Gegenstand der Berichte, Erzählungen, Kurzgeschichten, Anekdoten, Porträts und Reportagen sein.
An die Freunde der „AR" in den Reihen der NVA und an die Reservisten richten wir die besondere Bitte:
Sendet Beiträge, die das herzliche Verhältnis zwischen Euch und den sowjetischen Soldaten und Offizieren widerspiegeln. Schreibt eindrucksvoll von der Waffenbrüderschaft in Aktion.
Die Manuskripte sollen 15 Schreibmaschinenseiten zu je 30 Zeilen nicht überschreiten und bisher noch nicht veröffentlicht worden sein.

Als Prämien für die besten Arbeiten winken:

1. Preis 500,– MDN
2. Preis 250,– MDN
3. Preis 200,– MDN
4. Preis 100,– MDN
5. Preis 50,– MDN

Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges.
Zur Veröffentlichung kommende Materialien werden außerdem noch den gültigen Sätzen honoriert.
Letzter Einsendetermin ist der 20. September 1967.
Die Gewinner werden im Postsack des Dezember-Heftes bekanntgegeben.
Frisch ans Werk und viel Erfolg!

Redaktion „Armee-Rundschau"

Militärattachés, Funktionäre der Bezirks- und Kreisleitung der SED und andere Gäste auf der großen Tribüne anwesend sein würden. Na, da durfte ja nichts schiefgehen!

Am nächsten Tag rückten wir aus zum Startplatz. Mit zehn Maschinen stiegen wir auf. Über dem Absprunggelände lag eine Wolkendecke, der Platz mit der Tribüne war nicht sichtbar. Eine Gruppe wurde sofort beim ersten Anflug zur Aufklärung und zwecks Feuerschutzes für das Gros abgesetzt. Dann machten wir uns fertig. In meiner Maschine war vorher noch der Offizier für Fallschirmdienste zugestiegen, so waren wir zehn Mann anstatt neun. Nach der Regel ‚die Schwersten zuerst' standen wir absprungbereit hintereinander. Da ich ein Leichtgewicht bin, befand ich mich als Kompaniechef am Ende der Reihe. Als Verantwortlicher wollte ich mich noch einmal orientieren und bedeutete meinem Vordermann, zur Seite zu treten, damit ich noch einen Blick durch das Bullauge werfen konnte. Für Sekunden standen wir zwei also nebeneinander. Der Absprung meiner Vordermänner erfolgte schnell und reibungslos, als ich zu meinem Schreck beim Vorwärtseilen zur Tür plötzlich feststellte, daß sich bei mir der Rettungsfallschirm geöffnet hatte und zwischen meinen Beinen lag. Irgendwie mußte ich mit meinem Vordermann in Berührung gekommen sein und mich dabei verfangen haben. Man kann sich denken, wie mir zumute war: Unten hohe und höchste Gäste in Erwartung einer einwandfreien Leistung meiner Kompanie – und oben ich, der Verantwortliche, machtlos und schamerfüllt, denn ohne Rettungsfallschirm ist der Absprung ja verboten. Zwar hatte ich meine Zugführer gut eingewiesen, aber ... Mir schlotterten die Knie; wenn da was schiefgeht, nicht auszudenken!

Aber es ging alles gut. Die ganze Truppe war glänzend abgekommen und genau im vorgeschriebenen Raum gelandet. Sobald man merkte, daß der Kompanieführer „verschütt gegangen" war, übernahm der Zugführer des ersten Zuges das Kommando, und die Gefechtsaufgabe wurde ausgezeichnet gelöst: Befohlenen Raum einnehmen; Hinterhalt anlegen; Gegner aufhalten, bis die eigenen Truppen durchkommen. Während ich nach meiner Rückkehr zum Startplatz noch um das Gelingen der Aktion in Ungewißheit bangte (während der Gefechtshandlung ruht jede Funkverbindung), meldete mein Zugführer dem Kommandeur nach beendeter Aktion:

„Aufgabe erfüllt. Kein besonderes Vorkommnis. Es fehlen zwei Kappmesser und der Kompaniechef!"

Durch Ministerbefehl wurde meine Kompanie an Ort und Stelle belobigt.

Zwar habe ich später noch viel spöttische Bemerkungen hören müssen, aber ich konterte jedesmal mit den Worten:

„Fallschirmjäger müssen so gut ausgebildet und eingewiesen sein, daß sie auch ohne Kommandeur handeln können!"

Hauptmann David Mammel



Examen an Vietnams Himmel

Von A. Stezenko,
Kommandeur einer sowjetischen Hubschrauberbesatzung


ir hatten uns zu einem gewöhnlichen Flug in den Hohen Norden gerüstet; dann aber hieß es plötzlich, es gehe einige Monate ins Ausland. Schließlich erfuhren wir, daß Schiffe der sowjetischen Handelsflotte mit Hubschraubern „Mi 6" nach Vietnam unterwegs seien, Sie würden dort von sowjetischen Ingenieuren und Technikern montiert werden; und unsere Aufgabe sollte es sein, die montierten Maschinen in der Luft zu erproben sowie vietnamesische Flieger an ihnen auszubilden.

Als wir per Eisenbahn die vietnamesische Grenze überquert hatten, spürten wir sofort, daß wir in ein kämpfendes Land gekommen waren. Lokomotiven und Wagen waren mit gelbgrünen Tarnstreifen bemalt; und der Schaffner händigte uns eine mehrsprachige Instruktion für Fahrgäste aus: „Verhalten bei einem Luftangriff". Auf der Fahrt nach Hanoi sahen wir von Bomben beschädigte Brücken. niedergebrannte Bahnhöfe und verlassene Siedlungen neben der Bahnstrecke. Ihre Bewohner waren evakuiert worden.

In der Hauptstadt hielten wir uns nicht lange auf, sondern fuhren weiter nach Haiphong. Unterwegs überraschte uns ein Fliegeralarm. Wir sprangen eilig aus dem Wagen und fanden auf Anhieb einen der fast überall angelegten Unterstände. Bald darauf ging es jedoch schon wieder weiter.

„Straße des Lebens" heißt die Binnenwasserstraße, die Haiphong mit dem Meer verbindet. Weshalb man sie so nennt, begriffen wir, als wir uns den Hafen ansahen. Dort lagen an den Kais etwa ein Dutzend sowjetischer und zwei polnische Schiffe. Aus ihren Leibern floß ein Strom von Gütern: militärische „Gebrauchsgegenstände", aber auch Traktoren, Werkzeugmaschinen, Autos und Lebensmittel.

Von Haiphong starteten wir, als die erste „Mi-6" montiert war, zu einem Flugplatz in der Tiefe des Landes. Hier zog unser Riesenhubschrauber die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Nicht nur Flieger kamen, ihn anzusehen, sondern auch Artilleristen der Flakbatterie und Angehörige der Raketentruppen.

Aber auch wir hatten viele Fragen, vor allem zur Luftlage. Leutnant Ngo anh Tuân gab uns Auskunft.

„Die amerikanische Luftwaffe", so sagte er unter anderem, „erleidet immer größere Verluste. Um den Raketen zu entgehen, die Ihr uns gegeben habt, gehen die Flieger tiefer und geraten somit in das Feuer der Flak, die mit Ortungsgeräten ausgerüstet ist – wir haben sie ebenfalls aus der Sowjetunion."

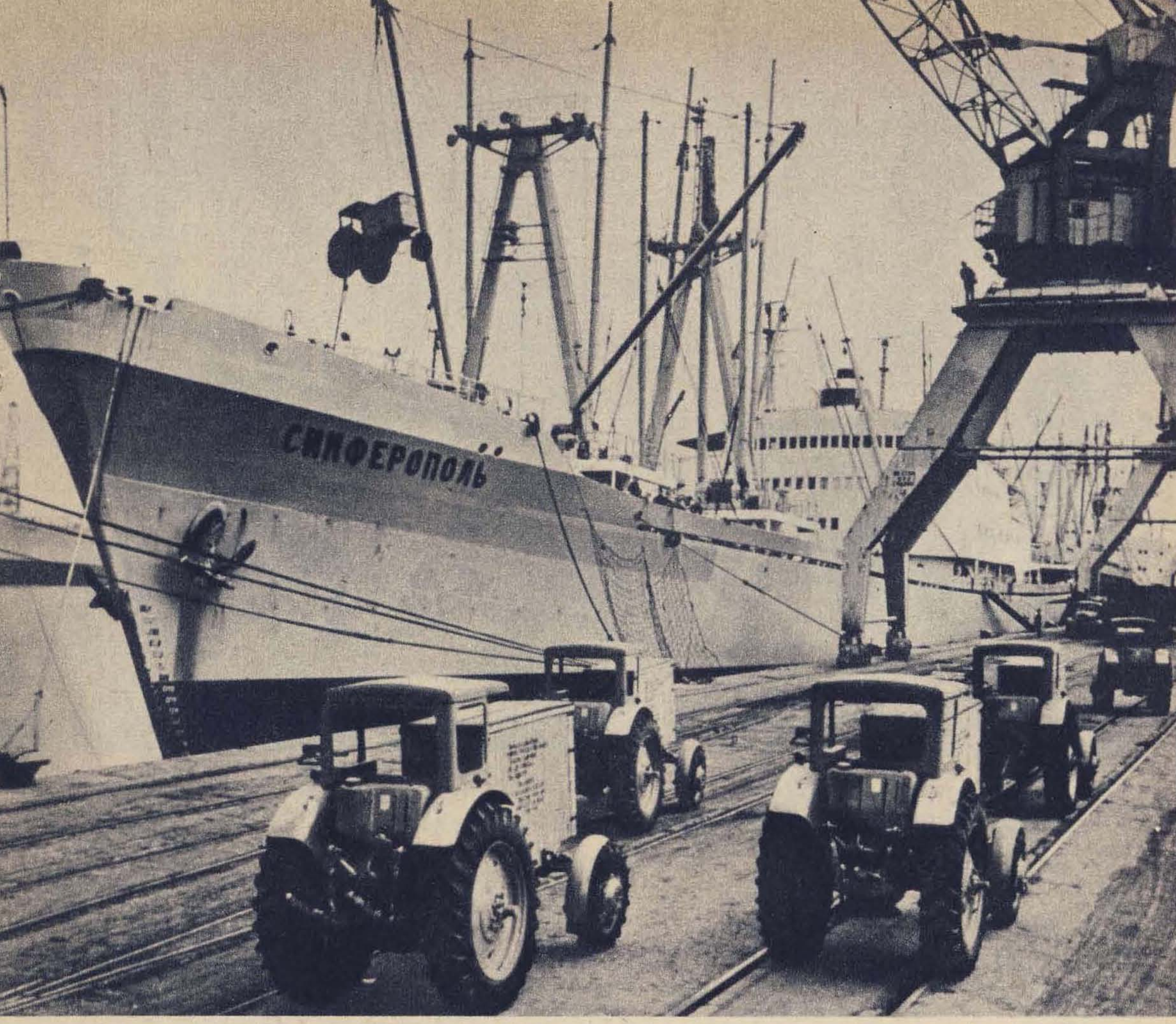
Einige Tage später sahen wir in großer Höhe ein Flugzeug des Gegners, beobachteten selbst, wie es manövrierte, um den Raketen ein schlechtes Ziel zu bieten, und wie es schließlich in einer orangefarbenen Detonationswolke verschwand.

Die Meisterschaft der vietnamesischen Flakartilleristen erfuhren wir sogar an uns selbst. Wir waren mit einigen unserer Flugschüler gestartet. Plötzlich rief mein Steuermann Juri Melnikow aufgeregt:

„Seht mal, die Flak schießt auf uns!" Gleich darauf krachten ganz in unserer Nähe laute Detonationen. Es gab keinen Zweifel, das war tatsächlich Flakfeuer. Ein Versehen? Unbegreiflich.

Doch dann löste sich das Rätsel. Die Flakartilleristen hatten nicht auf uns geschossen, sondern auf einen amerikanischen Strahljäger, der sich uns in geringer Höhe nähern wollte. Durch gutgezieltes Feuer hatten ihm die Genossen den Weg versperrt. Wir hatten Grund, uns bei ihnen wärmstens zu bedanken.

Die vietnamesischen Genossen sind im Einsatz der Technik überhaupt recht erfindungsreich. Selbst die langsame „AN-2". eine sehr friedliche, besonders für Transporte und für die Landwirtschaft geeignete Maschine, passen sie militärischen Zwecken an. Man machte uns mit einem Piloten bekannt, der mit seiner „AN-2"



„Straße des Lebens" nennt man in Vietnam den Wasserweg des Hafens Haiphong zum offenen Meer. Der Frachter „Simferopol" brachte über diese Straße aus Noworossisk Traktoren, Schlepper, Rohre, Walzgut und Straßenbaumaschinen zur Unterstützung des vietnamesischen Volkes.

sogar ein amerikanisches Schiff versenkt hatte. „Es war nachts", berichtete er. „Ich flog über dem Meer und sah, als der Mond aufging, plötzlich die Silhouette eines Schiffes. Schnell drosselte ich den Motor, flog fast lautlos an das Schiff heran und warf Bomben. Einige trafen direkt mittschiffs. Die Detonationen waren so stark, daß mein Flugzeug in die Höhe geschleudert wurde. Das Schiff jedoch brach auseinander und sank."

Einmal bot sich mir die Gelegenheit, den vietnamesischen Fliegern in der Praxis zu zeigen, wie man mit der „Mi-6" außen angehängte sperrige Güter transportiert. Das ist übrigens die komplizierteste Arbeit für einen Hubschrauberpiloten.

Folgendes war geschehen: Während der Landung bei schlechtem Wetter, hatte ein Flugzeug die Betonpiste verfehlt und war in sumpfigen Boden geraten, aus dem es nicht einmal von einem leistungsstarken Traktor befreit werden konnte.

Daraufhin starteten wir, und alles ging glatt. Mit Trossen wurde das verunglückte Flugzeug an unserem Hubschrauber befestigt. Ohne besondere Mühe riß es die „Mi-6" aus dem Sumpf, hob es über die Wipfel der Palmen und brachte es direkt in die Reparaturwerkstatt.

Bald darauf konnten wir unseren Waffenbrüdern den letzten Hubschrauber übergeben. Die Ausbildung der vietnamesischen Piloten ging ebenfalls zu Ende. Wir flogen schon des Nachts, stiegen hoch auf. Unter uns lag das vietnamesische Land, über uns war der ruhige nächtliche Himmel mit den funkelnden Sternen des Südens. Doch es war ein Fronthimmel.

Inzwischen ist die „Mi-6" am vietnamesischen Himmel schon heimisch geworden, und wir sind überzeugt, daß sie ihre schwere Prüfung bestehen wird.



Ein DEFA-Film zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution

„Ich war neunzehn"

Nach einem Gespräch mit Regisseur Konrad Wolf und Autor Wolfgang Kohlhaase, notiert von Günter Netzeband

Am Morgen des 16. April 1945, drei Uhr MEZ, erhellen die Mündungsblitze aus 41 000 Geschützen die Nacht. 6300 Panzer rollen in Richtung Westen. Auf 400 km Frontbreite verlassen die Soldaten ihre Stellungen an Oder und Neiße. Die Berlin-Offensive der Roten Armee, der letzte Akt des Krieges, hat begonnen.

Ein Leutnant und ein paar Soldaten

Indes fährt Gregor Hecker, ein junger Deutscher, Offizier einer sowjetischen Aufklärungsabteilung, durch die kahle Oderbruchlandschaft. Er sieht Straßen mit deutschen Schildern und denkt: „Das ist meine Heimat ... Ich war acht Jahre alt, als meine Eltern sie verlassen mußten ... Ich bin in Moskau aufgewachsen und ging an die Front wie alle dort."
Seit Beginn der Offensive spricht Gregor über Lautsprecher als Deutscher zu Deutschen, fordert sie auf, ihrer hoffnungslosen Lage ein Ende zu machen und weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Immer die gleiche Prozedur: Lautsprecher ein. Schallplattenmusik ab und dann: „Achtung! Soldaten und Offiziere der 9. Armee! Die Lage im Raum Berlin ist hoffnungslos. Unsere Panzer sind im Norden und Süden durchgebrochen ... Rettet Euer Leben, das Leben der Zivilbevölkerung ... Wartet nicht bis 5 Minuten nach Zwölf."
Fast täglich spricht er diese Sätze. Schüsse sind die Antwort. Überläufer kommen selten.
Nun ist er mit seiner Abteilung unterwegs, Gregor schläft, erschöpft wie die Soldaten, die an den Wänden des Lastwagens lehnen. Irgendjemand spielt auf der Mundharmonika. In der Ferne taucht eine Kleinstadt auf, ein Turm überragt sie. Häuser kommen näher, zwei Stock hoch;

alles scheint friedlich, still. Durch das scharfe Bremsen des Lastwagens wird Gregor geweckt. Fragend blickt er auf Kapitän Wadim Gejman, den Freund: „Was ist los, wo sind wir?“ – „Bernau“, sagt Wadim. Gregor wird zum Kommandeur gerufen: noch etwas verschlafen meldet er sich. „Sag' mal, Leutnant, woher kommst Du eigentlich?“ – „Aus Moskau, Genosse General!“ – „Ich frage Dich nach Deiner Heimat hier?“ – „Aus Köln!“ – „Schade, Köln kann ich Dir nicht geben ... Aber Bernau gehört Dir!“ Gregor bekommt einen Zettel, den Befehl, in die Hand gedrückt.

Schon fährt die Kolonne weiter, und er kann seinem Freund, den er auf den Wagen springen sieht, gerade noch nachrufen: „Ich bin Kommandant, Wadim!“

Gregor ist allein, allein mit einem LKW und ein paar Soldaten. Allein in dieser Stadt, die wie ausgestorben daliegt. Er sieht sich um. Aus den Häusern rings um den Marktplatz hängen weiße Fahnen. Türen und Fensterläden sind geschlossen. Vor dem Rathaus prangt ein Schild: „NSDAP Ortsgruppe Bernau“; einige Meter weiter liegt ein zerschossener PKW; an den Häuserwänden Aufrufe, Befehle, Plakate. Eine ungelenke Kreideschrift fragt: „Willi, wo bist Du? Erna!“

Eine merkwürdige Stille. Die Soldaten lauschen dem Echo ihrer eigenen Schritte ...

Phantasie und Realität

Diese Episode ist Film, künstlerische Phantasie und Realität zugleich; gelebte, erfahrene, wache Erinnerung. 22 Jahre danach, fast auf den Tag genau, drehte Konrad Wolf diese Szene in Bernau, dem Ort seines Wirkens als zeitweilig eingesetzter sowjetischer Stadtkommandant. Er war – wie Gregor, der Held des Films – 8 Jahre alt, als er mit seinen Eltern – sein Vater war der namhafte kommunistische Dramatiker und Arzt Friedrich Wolf – in die Sowjetunion emigrierte. In der Uniform eines Leutnants der Roten Armee kehrte er 1945 mit den sowjetischen Truppen nach Deutschland zurück. Bald fand er Unter den Linden in Berlin ein Domizil als Mitarbeiter des Hauses der Kultur der Sowjetunion, einer Stätte der Begegnungen und Diskussionen, die jederman offenstand. 1949 reiste Wolf abermals nach Moskau – diesmal zum Studium an der Filmhochschule. Grigori Alexandrow und Sergei Gerassimow waren seine Lehrer in der Regieklasse. Bei der DEFA absolvierte er dann seinen Diplomfilm „Einmal ist keinmal“. Mit „Lissy“ und „Sterne“ hat Wolf wesentliche künstlerische Beiträge antifaschistischer Thematik geliefert, die ihm und der Republik internationale Anerkennung und Achtung einbrachten. Sein stark diskutierter Film „Der geteilte Himmel“ dürfte noch in guter Erinnerung sein.

Zu derselben Zeit, als Wolf mit der Roten Armee kam, stand Wolfgang Kohlhaase, der Mit-

Bild links: Gregor Hecker (Jaecki Schwarz), Offizier der Roten Armee, fordert seine Landsleute in der Festung Spandau auf, mit dem Krieg Schluß zu machen.

Ein ungewisser, erregender Augenblick: Gregor und Wadim (Wassilie Liwanow) werden als Parlamentäre der Roten Armee von dem Adjutanten (Jürgen Hentsch) aus der Spandauer Festung geführt. Werden die Deutschen hinterrücks auf sie schießen?

▼





Sascha (Alexei Ejboshenko) erkennt blitzschnell die Gefahr, in der der Freund schwebt, und bringt seine MPi in Anschlag . . .

autor, als 14jähriger Berliner am Straßenrand und sah diese unbekannten Russen einrücken. Jahrelange Luftangriffe, die Not der Menschen haben keine Depressionen über dieses Kriegsende bei ihm aufkommen lassen. Er war ohne Vorurteile und von grenzenloser Neugier erfüllt auf das, was nun kommen würde. Er war in dem Alter, in dem man bewußt zu leben anfängt, und dieser neue Lebensabschnitt fiel mit einem besonderen historischen Einschnitt zusammen.

Konrad Wolf versuchte an Hand seines Tagebuches, das er bis zu Beginn der Berlin-Offensive geführt hatte, seine persönlichen Erinnerungen zu rekonstruieren und niederzuschreiben. Dabei stellte sich die Zusammenarbeit mit Wolfgang Kohlhaase, der den Einmarsch der sowjetischen Truppen von einer anderen Warte aus erlebt hatte, als so vorteilhaft heraus, wie Wolf es sich erhoffte. Wolfs Erlebnisse waren vom Standpunkt eines jungen Deutschen gesehen, der gar keine oder aber durch die Erfahrungen des Krieges ziemlich negativ belastete Beziehungen zu seiner Heimat und ihren Menschen hatte. Gemeinsam mit Wolfgang Kohlhaase überprüfte er, wie diese konkreten Kenntnisse und Tatsachen auf die Zuschauer wirken könnten.

Ein ungewöhnliches Schicksal

Der erfahrene Filmautor hat mit dem Regisseur eine filmische Erzählweise angestrebt, die sich aus der Materialvorlage ergab: Eine sich an authentischen Vorgängen orientierende, tagebuchähnliche filmische Rekonstruktion dieser Zeit. Jede Szene hat ihre Bedeutung für das Ganze. Erst durch die Vielschichtigkeit, die Summe von Details im Verhalten des Helden und der Menschen zueinander erschließt sich dem Betrachter die Poesie dieses Films. Ausschlaggebend ist die Überlegung, den Zuschauern von der Wahrhaftigkeit der Geschichte, die erzählt wird, zu überzeugen.

Die Geschehnisse werden aus einer neuen, unerwarteten, überraschenden Sicht berichtet: aus dem Blickfeld eines deutschen Antifaschisten, der die Fremde, in die er heimkehrt, gewissermaßen als eine „exotische Welt" erlebt und schließlich seine Heimat für sich selbst entdeckt. Ungewöhnlich ist das Schicksal dieses jungen Offiziers. Ungewöhnlich ist auch die Tätigkeit, die er und seine Freunde ausüben: die deutschen Soldaten und Offiziere davon zu überzeugen, daß sie für eine verlorene Sache kämpfen und selbst den Mut aufbringen müssen, mit dem Krieg Schluß zu machen.

Niemand wollte sterben so kurz vor dem herbeigesehnten Frieden. Und doch stand bei dieser Arbeit jede Minute das Leben auf dem Spiel: Wie würde sich der Gegner verhalten? Läßt er mit sich reden? Hat er sich schon zur Aufgabe entschieden, oder schwankt er und drückt womöglich im letzten Moment ab?

Was weiß man als Stadtkommandant von der Vergangenheit eines Zivilisten, der seine Mitarbeit anbietet? Wie hat er sich unter dem Regime des Hakenkreuzes verhalten? — Es gab keine Zeit, lange zu überlegen.

Der Film erzählt nur eine kleine Geschichte am Rande der großen Schlacht um Berlin; eine scheinbar kleine Geschichte, die aber durch moralische Urteile, Haltungen und Gedanken der Akteure neue Dimensionen, poetischen Parabelwert bekommt. Alles spielt sich im Zeitraum von nur 14 Tagen ab, in denen sich die Niederlage des deutschen Imperialismus vollendete und ein Stück Weltgeschichte entschied.

Gregor wird von einem deutschen Soldaten, den er zur Kapitulation aufgefordert hat, überrumpelt. Es beginnt ein Kampf auf Leben und Tod.



Ein Hauptdarsteller wird entdeckt

Wolf entschloß sich, auf Schauspieler zu verzichten, die bereits durch Film oder Fernsehen allzu bekannt sind. Der Hauptdarsteller mußte nicht nur jung aussehen oder wirken, er mußte es seiner ganzen Mentalität nach sein. Diese schöne, jugendliche Naivität Gregors, das Unbeholfene, Ungelenke, Ungeschickte, das Sympathische und Reizvolle in seinem Wesen fanden die Autoren schließlich in Jaecki Schwarz, einem Studenten der Filmhochschule. Wahrscheinlich wird er die Zuschauer erst einmal überraschen, wird zunächst nicht ganz ihren Vorstellungen entsprechen, meint Konrad Wolf. „Aber schon nach den ersten Aufnahmen glaube ich, daß Schwarz eine sehr interessante Interpretation bringen wird."

Im ganzen Film gibt es nur drei durchgehende Rollen: Neben Gregor seine beiden sowjetischen Freunde, ebenfalls Offiziere. Zunächst Wadim, ein Hauptmann, der als Philologe die deutsche Sprache beherrscht, buchstäblich vernarrt ist in das beste, was das deutsche Volk in seiner Geistesgeschichte hervorgebracht hat und Antwort auf die Frage sucht, warum die Barbarei des Hitlerfaschismus möglich wurde. Gregors zweiter Freund, Sascha, ist ein Wadim gänzlich entgegengesetzter Typ: Berufsoffizier, ein heiterer, lustiger Mensch, der die Dinge wesentlich unkomplizierter sieht. Eine besondere Rolle spielt außerdem der junge Kasache Dsingis, der Fahrer des Lautsprecherwagens. Alle anderen Rollen sind Episodenrollen. So etwa die Regulirowschitza, ein junges sowjetisches Mädchen; ein sowjetischer General und ein junger Unterleutnant, der kurz vor Kriegsende umkommt. Auch auf der deutschen Seite begegnet uns eine Vielzahl von Charakteren. Ob das nun ein verzweifeltes Flüchtlingsmädchen ist, dem durch die Begegnung mit Gregor möglicherweise weitergeholfen wird; ein alter deutscher Druckereiarbeiter, der sich den Nazis nicht gebeugt hat und den Gregor zur Mitarbeit heranzuziehen versucht; Genossen, die aus dem Zuchthaus Brandenburg befreit wurden und die zur 1. Mai-Feier mit Gregor zusammentreffen; ein Intellektueller, der seine Vier-Wände-Philosophie „aufmacht", wie man sich unter dem Faschismus „einrichten" konnte, oder eine Reihe deutscher Offiziere, Soldaten, Hitlerjungen. Sie alle vermitteln in ihrer Gesamtheit das komplizierte und widerspruchsvolle Bild von Deutschen in dieser Zeit, mit denen Gregor konfrontiert wird.

Kuriose Zufälle

Der Regisseur nahm schon bei der Vorbereitung des Films die Hilfe der Nationalen Volksarmee und der sowjetischen Armee in Anspruch. Dominierend war dabei die Überlegung, technische Ausrüstungen zu bekommen, die dem Stand der damaligen Kriegstechnik entsprechen. Konrad Wolf hatte ein Gespräch mit dem Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA. Admiral Verner sicherte sofort die Unterstützung des Ministeriums für Nationale Verteidigung zu. Während dieser Beitrag gedruckt wird, sind Soldaten und Offiziere an den Dreharbeiten im Raum Prenzlau und auf der Festung Königstein beteiligt. Auch die an das sowjetische Verteidigungsministerium gerichteten Wünsche wurden in denkbar kürzester Frist weitergeleitet. Bis jetzt hat alles ausgezeichnet geklappt. Sogar kuriose Zufälle spielten mit: Wolf begegnete auf dem Weg dieser Zusammenarbeit zwei alten Bekannten aus sei-

ner sowjetischen Militärzeit. Der eine war damals Oberst und ist heute Generaloberst und Stellvertreter des Chefs der Politischen Hauptverwaltung der Sowjetarmee. Er wiederum stellte Wolf „zufällig" einen Konsultanten zur Seite, der seinerzeit mit ihm im Kriege zusammen war: Wolf konnte mit Oberst Nikolai Surkow nach 22 Jahren ein herzliches Wiedersehen feiern. Als Filmberater ist er inzwischen unentbehrlich geworden; unermüdlich räumt er auftauchende Schwierigkeiten aus dem Weg. Eines Tages erhielt der Drehstab die Nachricht, daß die für die Aufnahmen mit vieler Mühe ermittelten T 34 nicht termingerecht kommen könnten, weil die Bahn Transportschwierigkeiten habe. Oberst Surkow und der Produktionsleiter nahmen die Sache in die Hand, und am nächsten Morgen, Punkt 8 Uhr 2 Minuten, standen die Panzer auf dem Bahnhof Bernau! „Wie sie das geschafft haben", sagt Wolf, „ist mir ein Rätsel."

Aus den mühsam gefundenen drei T 34 ist inzwischen fast ein Dutzend geworden. Die Original-Katjuschas, von denen sich nur noch zwei auftreiben ließen, kamen ebenfalls an: Man hatte sie, die für Lehrzwecke auseinandergenommen worden waren, wieder zusammengesetzt. Abgesehen davon, spielen zahlreiche Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere der Sowjetarmee im Film mit.

Von einer Streife aufgegriffen

Wolf rühmt das beiderseitige herzliche Einvernehmen und die kameradschaftliche Zusammenarbeit zwischen den sowjetischen Armeeangehörigen und dem DEFA-Filmstab. Jaecki Schwarz, der Darsteller des Gregor, hat beispielsweise so schnell Kontakt zu den sowjetischen Genossen gefunden, daß er nach kurzer Zeit kaum von den echten Soldaten zu unterscheiden war. Als er, in nicht gerade blitzsauberer Uniform des Jahres 1945, während der Drehpause einer sowjetischen Militärstreife in die Arme lief, war die Verwicklung da. Jaecki Schwarz, ohne Ausweis, mehr schlecht als recht russisch sprechend, blickte in strenge Gesichter. Zuguterletzt: Gelächter auf beiden Seiten.

Die Filmschöpfer hoffen, daß ihr Werk besonders die Neugier der jugendlichen Zuschauer wecken möge. Sie sind vor allem gespannt darauf, ob sich die Angehörigen der Nationalen Volksarmee angeregt fühlen, über einige Aspekte des sozialistischen Patriotismus zu diskutieren. Die Künstler wünschen sich offene, kritische Meinungen.

Der Film „Ich war neunzehn" verspricht ein erregendes, überraschendes und nachhaltiges Erlebnis. Er ist kein Film der großen Schlachten, kein monumentales Denkmal des Helden, kein allgemeines Menetekel des Krieges. Sein Vorzug ist die stille Eindringlichkeit, mit der Schicksale nahegebracht und die inneren und äußeren Beweggründe für menschliches Verhalten deutlich werden. Und wenn beim Zuschauer neue Gedanken und Gefühle provoziert würden, wäre das nicht wenig. Wäre sogar sehr viel im Sinne der für Deutschland und die Deutschen so entscheidenden Erfahrung des Jahres 45.

Die Fotos auf diesen Seiten stammen von Werner Bergmann, der, wie in allen Filmen Konrad Wolfs, auch diesmal die Kamera führt.

Leutnant Gregor ist als 19jähriger zum Kommandanten der Stadt Bernau ernannt worden. Mit ein paar Soldaten und einem Lastwagen bleibt er allein in der Stadt.
(Auf dem Bild von rechts nach links Anatoli Solowjow, Jaecki Schwarz, Galina Polskich).





Kriminalerzählung von Wolfgang Mittmann

Noch immer hängt der feine, kaum wahrnehmbare Brandgeruch im Zimmer. Gegen die Holzbarriere des Zahlschalters gelehnt, mustert Oberleutnant Wagner den Raum. Ein Rollschrank, ein Schreibtisch mit der daraufstehenden Addiermaschine und ein großer Panzerschrank in der Ecke, das ist die ganze Einrichtung der Lohnkasse des Bahnbetriebswerkes.

„Primitive Schweißarbeit", sagt Unterleutnant Bergmann, der mit Lupe und Spurensicherungsbesteck an dem durch ein handtellergroßes Loch verschandelten Panzerschrank hantiert. „Wahrscheinlich mit einem transportablen Azetylen-Sauerstoffgerät hingepfuscht."

„Ja, gibt es denn solche Dinger heutzutage überhaupt noch?" erkundigt sich der Oberleutnant mit zweifelnder Miene.

„In kleineren Handwerksbetrieben sicherlich. Vielleicht wurde irgendwo eine Klempnerwerkstatt aufgelöst, und der Täter hat das Gerät billig erworben. Aber Schweißer ist der Mann bestimmt nicht. Sehen Sie mal, hier hat er entschieden zuviel Sauerstoff gegeben; die Schnittränder sind total verschmort."

„Ein Anfänger?"

„Nicht absolut", widerspricht der Unterleutnant. „Die Tür zum Kassenraum wurde nämlich nicht aufgebrochen, sondern raffinierterweise – wie die Schleifspuren an den Zuhaltungsstiften des Sicherheitsschlosses beweisen – durch Abtasten der Zuhaltungen im Schloßzylinder geöffnet."

„Sieh' einer an", meint Wagner, „das könnte die Handschrift eines alten Kunden sein. Da müssen wir mal in der Straftatenvergleichskartei nachsehen. – Sind sonst noch Spuren?"

„Ein paar saubere Abdrücke von Lederhandschuhen und diese Textilfaser hier!" Bergmann hält das blaufarbene Etwas, das er mit einer Pinzette vom scharfkantigen Rand des Loches gezupft hat, gegen das Tageslicht. „Könnte vom Ärmel des Täters hängengeblieben sein, als er durch die Öffnung griff, um das Geld herauszunehmen."

Wagner nickt beipflichtend. „Sorgen Sie dafür, daß die Faser schnellstens im KTI untersucht wird."

Kopfschüttelnd kommt Leutnant Becker, der die Vernehmungen der Verwaltungsangestellten in den benachbarten Büroräumen leitet, in den Kassenraum zurück. „Das ist wirklich das raffinierteste Ding, das mir in den letzten Jahren unter die Augen gekommen ist", brummt er. „Der Täter war genau informiert, daß die Alarmanlage vom Pförtnerhäuschen aus eingeschaltet wird. Kurz nach Mitternacht wurde der Pförtner durch einen Telefonanruf in den entlegensten Teil des Bahnbetriebswerkes gelockt. Beim Weggehen schloß er zwar die Tür ab, aber wie sich zeigte, war ein Fenster nur angelehnt, durch das der Täter einstieg, um die Alarmglocke abzuschalten. Zwölftausend Mark hat der Halunke erbeutet, den gesamten Rest der gestrigen Lohnzahlung."

„Demnach muß es ein Betriebsangehöriger sein", sagt Wagner nachdenklich. „Kein anderer weiß hier so genau Bescheid!"

„Oder ein ehemaliger Beschäftigter", wirft Bergmann ein.

„Nein", sagt Becker, „das habe ich bereits geprüft. Die Alarmanlage wurde vor knapp einem Jahr von der Firma ZEUKE & SOHN installiert. Seit dieser Zeit gab es zwar Neueinstellungen, aber keine Entlassungen. Es muß tatsächlich jemand sein, der augenblicklich hier beschäftigt ist."

„Kann sich der Pförtner erinnern, wer gestern abend das Werktor passiert hat?"

„Zwecklos!" winkt Becker ab. „Wozu die hier eine Einlaßkontrolle haben, wissen sie selber nicht. Der Werkzaun ist nämlich dermaßen baufällig, daß man nahezu an allen Stellen das Betriebsgelände unkontrolliert betreten kann."

„Wenn man wenigstens feststellen könnte,



woher der Telefonanruf kam?“ meint Bergmann verdrossen.
„Theoretisch gesehen, von jedem Anschluß, der zum BASA-Netz der Reichsbahn gehört; und hier im Bahnbetriebswerk gibt es etwa vierzig Apparate!“
Als Leutnant Becker und Unterleutnant Bergmann kurz nach dem Mittagessen in Oberleutnant Wagners Dienstzimmer treten, ist ihr Chef gerade mit dem Ordnen der Ermittlungsakte beschäftigt.
„Gut, daß Sie kommen“, empfängt er die beiden. „Das Untersuchungsergebnis des KTI ist soeben eingegangen. Hier, bitte lesen Sie!“ Er tippt auf ein paar Zeilen, die mit Rotstift unterstrichen sind.
„... kann als erwiesen angesehen werden, daß es sich bei der zu untersuchenden Textilfaser um einen blauen Leinenstoff handelt, der hauptsächlich zu Arbeitsschutzbekleidung verarbeitet wird“, heißt es sachlich und präzise.
„Na bitte“, meint Becker sarkastisch, „bei wem fangen wir an?“

Das Läuten des Telefons enthebt den Oberleutnant vorerst einer Antwort. Wagner hebt ab und meldet sich. „Kreismeldekartei“, flüstert er seinen Mitarbeitern schnell noch zu. Als er den Hörer dann wieder auflegt und seinen Genossen in die gespannten Gesichter blickt, kann er ein Lächeln nicht ganz unterdrücken.
„Um auf Ihre Frage zurückzukommen“, sagt er, „wir beginnen bei dem Schlosser Horst Wittig!“
Um fünfzehn Uhr hält gegenüber dem Bahnbetriebswerk ein grauer Wartburg-Kombi. Bekker und Bergmann mischen sich unauffällig unter die aus dem Werkstor strömenden Beschäftigten. Von links und rechts treten sie an den Schlosser Horst Wittig heran und zeigen ihre Dienstmarken.
Wittig ist sichtlich überrascht. Erst als er Oberleutnant Wagner am Schreibtisch gegenübersitzt, findet er die Sprache wieder.
„Also nee, Herr Oberleutnant, was Sie mir da unter die Weste jubeln woll'n, das is' nich, auf gar keinen Fall. Mit dem Geldschrankeinbruch hab' ich absolut nischt zu tun! Seit meiner Entlassung aus dem Gefängnis führe ich ein ehrliches Leben; und man hat mir damals gesagt, daß kein Mensch das Recht habe, mir diese Geschichte ewig nachzutragen. Warum lassen Sie mich dann nicht in Ruhe?“
Der Oberleutnant erklärt es ihm. Fakt ist, daß in der Straftatenvergleichskartei drei Täter registriert sind, die bei früheren Einbrüchen die Abtastmethode beim Öffnen von Sicherheitsschlössern angewandt haben. Einer sitzt noch in Haft, der zweite ist vor einem halben Jahr nach Leipzig verzogen, der dritte heißt Horst Wittig und arbeitet im Bahnbetriebswerk.
„Hören Sie“, sagt Wagner eindringlich. „Ihr Leugnen nützt wenig. Die Tatsachen sprechen gegen Sie. – Wo haben Sie vor Ihrer Einstellung im Bahnbetriebswerk gearbeitet?“
„Bei der Firma ZEUKE & SOHN.“
„Stimmt! – Und Sie waren auch dabei, als von dieser Firma die Alarmanlage für die Lohnkasse installiert wurde. Aber weiter: Das Sicherheitsschloß an der Tür zum Kassenraum wurde durch Abtasten der Zuhaltungsstifte geöffnet, mit Ihrer Tatmethode, Herr Wittig! Und von Ihrer Wirtin haben wir in Erfahrung gebracht, daß Sie in der letzten Nacht überhaupt nicht zu Hause waren!“
„Aber das ist doch alles nur ein unglücklicher Zufall“, beteuert Wittig. „Ich habe den Einbruch nicht begangen. Gestern abend war ich bei einem Bekannten zur Geburtstagsfeier. Es ist ein bißchen spät geworden, deshalb habe ich dort auch übernachtet und bin heute früh gleich in den Betrieb zur Arbeit gefahren.“
Dem Kriminalisten bleibt nichts weiter übrig, als Wittigs Behauptung nachzuprüfen. Aber Wittigs Alibi stimmt. Auch die Hausdurchsuchung ergibt keinerlei belastendes Material, wie Unterleutnant Bergmann seinem Vorgesetzten telefonisch mitteilt.
„Sehen Sie, ich hab's Ihnen doch gleich gesagt, daß ich ein ehrlicher Mensch geworden bin“,

trumpft Wittig auf, als sich der Oberleutnant bei ihm für den Mißgriff entschuldigt.
Schon in der Tür stehend, dreht sich der Schlosser noch einmal um. „Herr Oberleutnant, mir fällt da gerade was ein. Wir hatten da mal bei uns in der Werkstatt so 'ne kleine Wette, ob ich ein Sicherheitsschloß aufkriegen würde oder nicht. Natürlich hab ich die Wette gewonnen, ist doch wohl klar. Aber die Jungens staunten nicht schlecht, als ich ihnen dann den Trick erklärte."
Der Oberleutnant blickt ihn betroffen an. „Moment mal. Herr Wittig, das müssen Sie mir gleich noch ein bißchen ausführlicher erzählen. – Wer gehörte denn alles zu dieser Wettrunde?"
„Na, der Lehmann, der Klander, Poche, Kopielski . . ."
Die Tür hinter Wittig ist kaum ins Schloß gefallen, als Unterleutnant Bergmann ins Zimmer stürmt. „Was ist denn nun wieder los", wundert er sich. „Erst ist alles sonnenklar, und jetzt lassen Sie den Mann wieder laufen. Daß bei der Haussuchung nichts gefunden wurde, bedeutet doch noch lange nicht, daß er unschuldig ist."
„Haben Sie Beweise?"
„Er kennt die Alarmanlage, die für ihn typische Tatmethode . . ."
„Und sein Alibi?" unterbricht Wagner.
Bergmann winkt lässig ab: „Aber Genosse Oberleutnant, das ist doch abgekartete Sache."
Wagner schüttelt unwillig den Kopf. „Nein, nein, Genosse Bergmann, Sie machen sich das ein wenig zu einfach. Natürlich spricht einiges für Wittigs Täterschaft, aber wer sagt uns, daß er nicht doch unschuldig ist? Welche Konflikte würden wir in diesem Menschen heraufbeschwören, wenn wir jetzt mit einem Haftbefehl kämen? Nein, Bergmann, das schlagen Sie sich aus dem Kopf. Außerdem habe ich von Wittig einen Hinweis bekommen, dem wir unbedingt nachgehen müssen."
Zwölf Namen waren von Wittig genannt worden – zwölf Personen, die in den nächsten Wochen von den Kriminalisten einer gründlichen Überprüfung unterzogen werden. Aber als sie endlich das Fazit dieser Arbeit ziehen, müssen sie feststellen, daß sie keinen Schritt weitergekommen sind. Niemand ist durch größere Geldausgaben aufgefallen; jeder lebt in geordneten Verhätlnissen. Also auch nicht der leiseste Anhaltspunkt eines berechtigten Verdachtes. Bergmanns Ermittlungen zur Herkunft des transportablen Schweißgerätes, das der unbekannte Täter benutzt hat, blieben ebenfalls ergebnislos. Wenn die routinemäßige Fahndung nach versengten Geldscheinen nicht doch noch Licht in das Dunkel bringt, wird man den Fall wohl ungeklärt zu den Akten legen müssen.
„Vielleicht könnte man . . ." sinniert Unterleutnant Bergmann. „Ich habe da mal im Fernsehen einen Kriminalfilm gesehen . . ."
„Ach, hören Sie doch schon auf mit diesen blödsinnigen Kriminalfilmen", unterbricht ihn Bekker gereizt. „Die Wirklichkeit sieht sowieso ganz anders aus!"
„Na, dann nicht, liebe Tante", Bergmann verstummt beleidigt.
„Genug für heute", sagt Oberleutnant Wagner. „Fahren wir nach Hause und schlafen uns erst mal gründlich aus."
Gemeinsam steigen sie im Treppenhaus die Stufen hinunter. Da fragt Wagner plötzlich:
„Sagen Sie mal, Genosse Bergmann, was hatten

Illustrationen: Kurt Küfer



Sie denn vorhin eigentlich mit diesem Kriminalfilm im Sinn?“

Der Unterleutnant wird sofort lebhaft. „In jenem Film kamen die Kriminalisten auf einen Verdächtigen, bei dem sie angesengtes Geld gefunden hatten. Es stellte sich dann aber sehr bald heraus, daß es ein Schweißer war, der sein Geld in der Brusttasche seines Arbeitsanzuges herumschleppte. Bei Schweißarbeiten war es durch glühende Metallspritzer versengt worden. Nun habe ich mir gedacht, warum soll das, was unsere Filmkollegen auf die falsche Fährte brachte, nicht uns zum Täter führen? Wir wissen, daß unser Mann einen blauen Schlosseranzug getragen hat. Die beim Schweißen wegspringenden, glühenden Metallspritzer müßten also gegen seine Jacke geprallt sein und dort winzige, für das bloße Auge fast unsichtbare Einbrennungen hinterlassen haben. Deshalb trägt ja auch jeder Schweißer zum Schutz vor Verbrennungen einen Lederschurz. Daß aber unser Täter solch einen Schurz mit herumgeschleppt hat, glaube ich nicht, der wiegt immerhin fast zwei Kilo.“

Oberleutnant Wagner bleibt unvermittelt stehen. „Donnerwetter!“ entfährt es ihm. „Das ist 'ne Idee. Ein bißchen gewagt vielleicht, aber wir können es ja versuchen.“

Am nächsten Morgen ermittelt Unterleutnant Bergmann im Bahnbetriebswerk, daß jeder Schlosser zwei Arbeitsanzüge besitzt. Unter dem Vorwand der turnusmäßigen Reinigung veranlaßt er, daß die derzeit getragenen Anzüge in der Abteilung, zu der die dreizehn verdächtigen Schlosser gehören, eingesammelt und in der Wäscherei umgetauscht werden. Um Verwechslungen auszuschließen, ist an jedem Anzug eine metallene Waschmarke mit eingestanzter Nummer befestigt. So bereitet es dem Unterleutnant auch keinerlei Schwierigkeiten, die fraglichen Anzüge herauszusuchen.

Zu dritt machen sich die Kriminalisten dann in Wagners Zimmer an die Arbeit. Schon nach kurzer Zeit stößt Unterleutnant Bergmann einen triumphierenden Pfiff aus. Mit der Lupe in der Hand, deutet er auf die vor ihm liegende Schlosserjacke. „Bitte, Genossen, seht euch das an!“

Wagner und Becker beugen ihre Köpfe über das Beweisstück. Ganz deutlich sind unter dem Vergrößerungsglas kleine, punktförmige Einbrennungen im Leinenstoff zu erkennen.

„Nummer vierundvierzig“, sagt Wagner mit einem Blick auf die Waschmarke. „Wem gehört der Anzug?“

Bergmann zieht seine Liste zu Rate, liest, stutzt plötzlich. Wagner und Becker glauben ihren Ohren nicht zu trauen, als der Unterleutnant endlich sagt: „Der Anzug gehört Horst Wittig!“

Müde und abgespannt fährt Oberleutnant Wagner an diesem Abend vom Dienst nach Hause. Kurz vor dem Schlafengehen überdenkt er noch einmal die Ereignisse des Tages. In nervenaufreibender Kleinarbeit, zahlreichen Vernehmungen und Befragungen, hatten sie versucht, Wittigs Alibi – die Teilnahme an jener Geburtstagsfeier – zu erschüttern. Aber welche Mühe sie sich auch immer gaben, das Ergebnis blieb unverändert. Die Geburtstagsgäste waren sogar bereit, unter Eid auszusagen, daß Wittig die fröhliche Runde nicht verlassen hatte.

Eine abgekartete Sache? Bei solch relativ großem Personenkreis unwahrscheinlich. Bliebe nur die Möglichkeit einer raffinierten Täuschung zu erwägen. Wagner springt plötzlich auf und stürzt an seiner verdutzt dreinschauenden Frau vorbei zum Telefon.

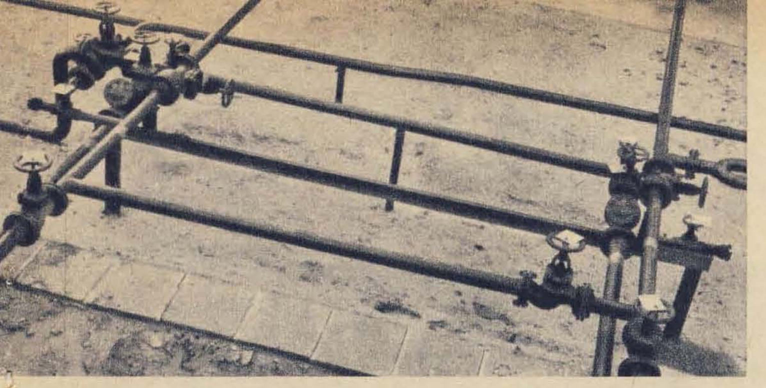
Als Becker und Bergmann, noch ganz außer Atem, eine halbe Stunde später in Wagners Dienstzimmer treten, empfängt sie der Oberleutnant mit dem Lächeln eines Zauberkünstlers, dem soeben ein äußerst schwieriger Trick gelungen ist. Vor ihm, auf dem Schreibtisch, liegen zwei blaue Schlosserjacken. „Eigentlich ist es gar nicht so kompliziert“, sagt er zu seinen beiden Mitarbeitern, „man muß nur drauf kommen. Wahrscheinlich hat der Täter von unserem Vorhaben etwas geahnt und die Schlosserjacken kurzerhand ausgetauscht. Er brauchte ja nur die Waschmarken zu lösen und sie dann wieder erneut anzunieten. Hier, an den Nietknöpfen dieser beiden Jacken sieht man es ziemlich deutlich: Sie wurden erst vor ganz kurzer Zeit geprägt! Daß sich der Täter ausgerechnet Wittigs Jacke für den Tausch aussuchte, spricht von der Raffinesse, mit der er zu Werke ging. Er war es übrigens auch, der seinerzeit die verhängnisvolle Wette anregte, um von Wittig zu erfahren, wie man so einem Sicherheitsschloß beikommt. Unser Mann hat also nicht die Nummer vierundvierzig, sondern die Nummer dreißig!

Erschrocken springt der zwanzigjährige Bernd Kopielski aus seinem Sessel vor dem eingeschalteten Fernsehgerät. „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?“ fährt er die beiden Zivilisten an, die hinter seiner verstörten Mutter ins Wohnzimmer treten.

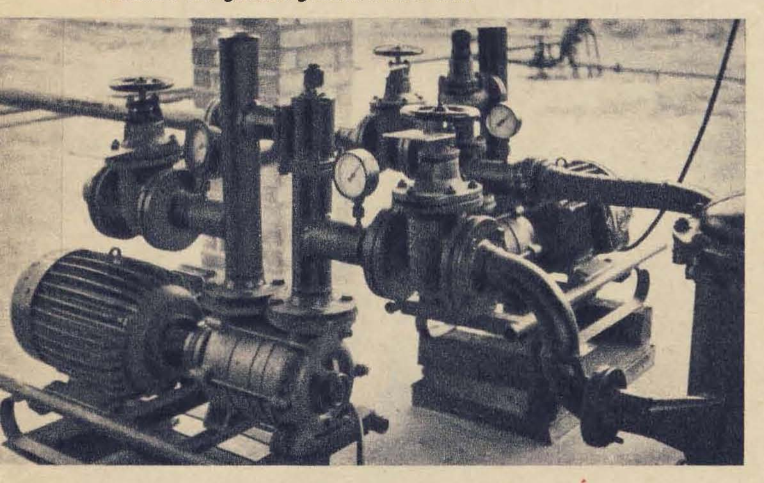
„Kriminalpolizei! Herr Kopielski, Sie sind wegen schweren Einbruchdiebstahls festgenommen! Hier ist der Haftbefehl.“

Ein höhnisches Lächeln spielt um die Lippen des Zwanzigjährigen, als er, den lässigen Tonfall westlicher Filmidole nachahmend, erklärt: „Das können Sie mir nie beweisen, dafür haben Sie keine Zeugen!“

„Irrtum!“ belehrt ihn Unterleutnant Bergmann, der mit einem Paar Lederhandschuhe, das er auf der Kleiderablage im Korridor gefunden hat, ins Zimmer kommt. „Es zahlt sich nie aus, auf Kosten anderer leben zu wollen. Die Methode, mit der Sie das Sicherheitsschloß der Kassenraumtür öffneten, die Textilfaser, die Sie am Tatort hinterließen, die Brandspuren auf der Schlosserjacke, Ihr vergeblicher Versuch, diese Jacke Wittig unterzuschieben, und diese Handschuhe hier, deren Abdrücke – was Sie sicher nicht wissen – auch identifizierbar sind. Das sind unsere Beweise, Kopielski, die ‚Stummen Zeugen‘, die vor Gericht gegen Sie aussagen werden!“



Genormte Rohrteile, Schieber, Pumpen- und Filtereinrichtungen sind die Bestandteile der Ringbetankungsanlage. Sie können überall und zu jeder Zeit verwendet werden. Zu jeder Pumpe gehört ein Filter, weil Flugzeugtreibstoff nur gefiltert getankt werden darf.



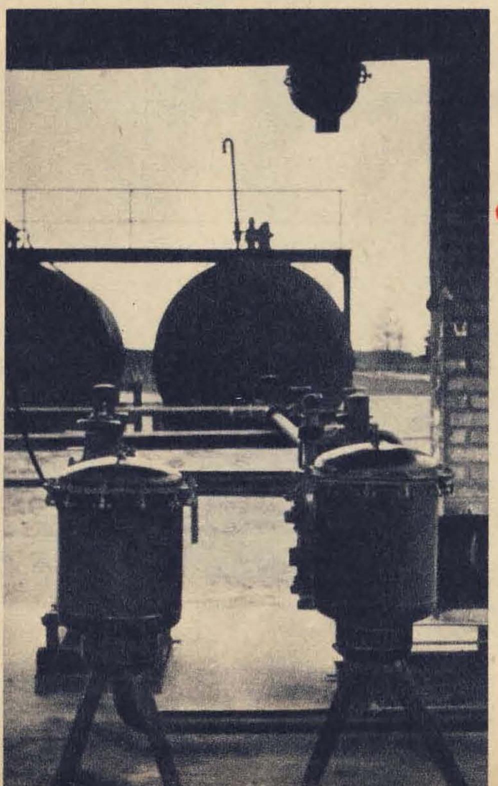
Die Fachleute nennen sie Ringbetankung oder noch fachlicher ausgedrückt: Rohrleitungsdirektbetankungs-Anlage. In diesem Wortwurm steckt aber auch alles, was zur näheren Charakteristik dieses technischen Systems notwendig ist. Es ist eine Anlage, die jederzeit, überall und beliebig lang aus Feldrohrleitungen gebaut und über die Erde verlegt werden kann. Sie führt von einem Haupttank über Zwischentanks zu den Zapfstellen, wo dann das direkte Auftanken der Flugzeuge geschieht.

Ringbetankung nennt man sie deshalb, weil der nicht abgenommene Treibstoff wieder in die Behälter zurückfließt.

Die allgemeine Funktionsweise dieser Pipeline en miniature wäre damit in aller Kürze dargelegt.

Nun darf man sich die Sache aber nicht gar zu einfach vorstellen, denn gerade Flugzeugtreibstoff muß sauber sein. Keinerlei Schmutzteilchen (wie Rost oder Filtersumpf) dürfen die Tankpistole verlassen. Da-

Die *Pipeline* der Flieger



Der Zwischentank (im Hintergrund zwei Behälter) wird vom Haupttank gespeist. Im Vordergrund sind Filter zu sehen, aus denen zur erforderlichen Reinigung alle zwei Stunden der „Filtersumpf" abgelassen wird.



Von irgendwoher, wo das Haupttanklager liegt, führt die Feldrohrleitung zu den Zapfstellen. Ununterbrochen pulsiert der immer wieder geprüfte und gereinigte Treibstoff durch die Rohrsysteme.

für sorgen einmal die Filter, die sich an jeder Pumpe befinden, vor allem aber der Tankwart, der die gesamte Anlage überprüft.

Vor dem Flugdienst beginnt das „Wasserzapfen" aus den Treibstoffbehältern. Der Tankwart läßt je Zapfstelle etwa 500 l Treibstoff ab und beseitigt so die unangenehmen Nebenerscheinungen wie Schwitzwasser und abgesetzte Schmutzteilchen. Somit wird sauberer Treibstoff garantiert. Im Beisein des Ingenieurs wird eine Sauberkeitsanalyse angefertigt. Zeigt sie die geforderten Werte, gibt der Ingenieur die Leitung frei. Erst jetzt kann der „Lebenssaft" für die Strahlturbinen ungehindert fließen.

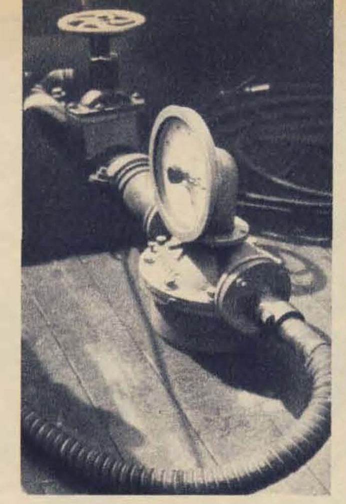
Die Arbeit des Tankwarts ist dàmit natürlich längst nicht erschöpft. Ständig sind die Schieber, Ventile und Meßuhren zu kontrollieren, die Pumpenmotore zu überprüfen, und alle zwei Stunden sind die topfförmigen Filter abzulassen.

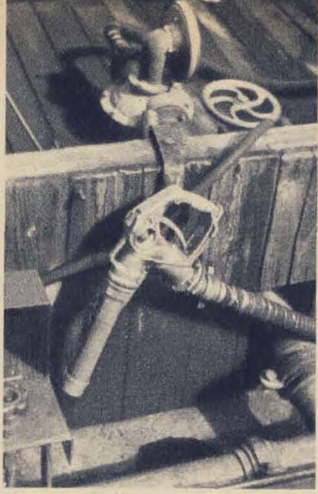
Die Filter der Zapfpistolen unterliegen auch einem Reinigungsrhythmus – sind 4000 l in die Flugzeugtanks geflossen, wird das Filter gesäubert.

Die Ringbetankung ist nicht nur ein personalsparendes System, sie vermindert auch den Einsatz der Tankzüge (Tankwagen mit Hänger) um zwei bis drei je Flugschicht.

Da die Anlage mehrere Zapfstellen besitzt, können zu gleicher Zeit mehrere Flugzeuge betankt werden. Daß dieser Umstand bedeutend für die Gefechtsbereitschaft der Staffeln und Geschwader ist, liegt auf der Hand. Zusätzlich eingesetzte Tankzüge beschleunigen den Tankvorgang noch mehr.

Ein besonderer Vorteil der Pipeline der Flieger besteht darin, daß Zwischentanklager jederzeit anschließbar sind. Bei einer eventuellen Dezentralisierung läßt sich die Anlage leicht abbauen, bewegen und schnell wieder in Bereitschaft versetzen. Die Pipeline der Flieger ist ein wichtiges Glied in der Kette der Bodendienste, die dem fliegenden Personal die Voraussetzungen für den erfolgreichen Flug schaffen. **K. E.**





An der Zapfstelle befindet sich der Ringkolbenzähler, der die Treibstoffmenge mißt. Angeschlossen ist die Zapfpistole.



„Endstation" ist der Tank der MiG. Der Treibstoff, der nicht abgezapft wird, fließt zurück in den Behälter. Der Kreis schließt sich.



Drei Mädchen



Sextant(en)

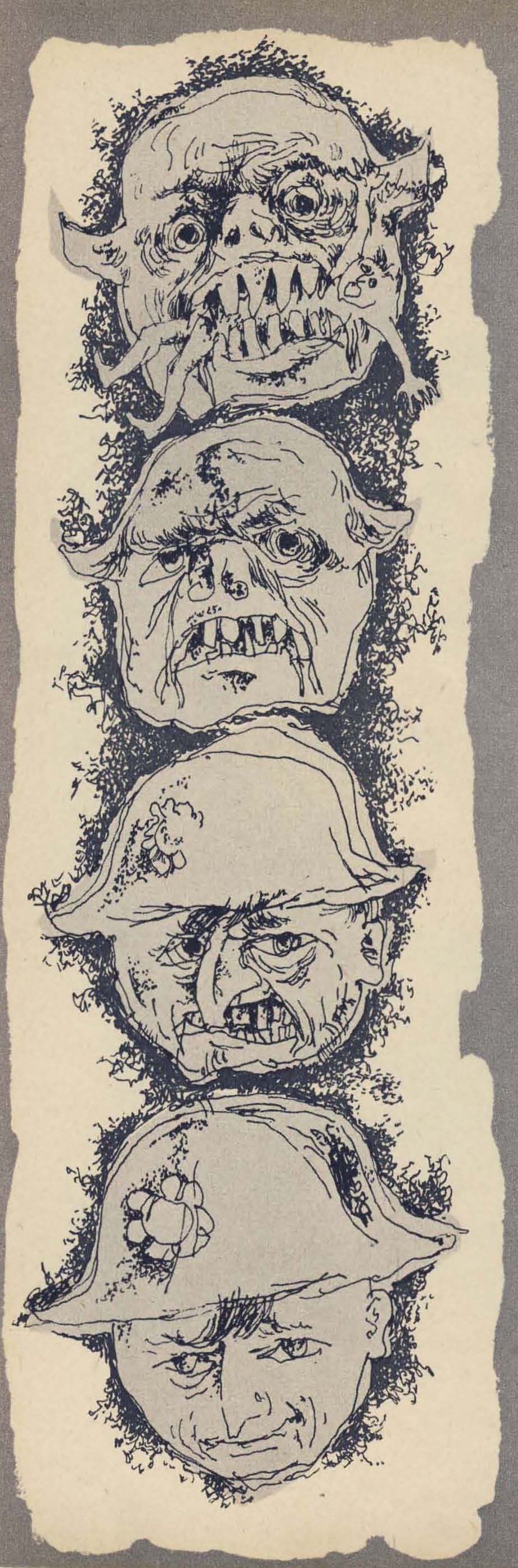


Illustration: Horst Bartsch

Im alten Griechenland tagte einst der Kriegsrat. Einer der Feldherrn hielt eine lange Rede, in der er versprach, wahre Wunder an Tapferkeit zu vollbringen. Dann kam die Reihe an einen anderen Heerführer, der zwar höchst tapfer, aber wenig wortgewandt war. Also stand er auf und sagte schlicht:
„Männer von Athen! Alles, was der da gesagt hat, werde ich tun!"

*

Während der Schlacht gegen die Türken vor den Toren Wiens, 1863, zeigte der Polenkönig Sobieski seinen Verbündeten ein in den Kampf ziehendes polnisches Infanteriebataillon. Die Soldaten waren so zerlumpt und zerrissen, daß sie sich schämten und den Kopf hängen ließen. „Seht ihr diese Raufbolde?" rief Sobieski mit schallender Stimme. „Sie haben geschworen, die Uniform nicht eher zu wechseln, bis sie sich der Uniformen der Feinde bemächtigt haben!" Da hoben die Männer die Köpfe und jubelten ihrem Befehlshaber zu. So gelang es Sobieski mit wenigen Worten, die Moral seiner Leute zu heben und das, was ein Zeichen des äußersten Mangels war, als ein Zeichen der Tapferkeit hinzustellen.

*

Über die Rückkehr Napoleons aus der Verbannung berichteten die Pariser Blätter:

28. 2. 1815 Das Ungeheuer, der bluttriefende Menschenwürger ist seiner Höhle entsprungen.
7. 3. 1815 Der korsische Menschenfresser, die nimmersatte Hyäne ist im Golf v. Juan gelandet.
9. 3. 1815 Der Tiger, das Untier, der Mörder ist in Gap angekommen.
11. 3. 1815 Der Kannibale, der alles verschlingende Löwe ist zur Zeit in Grenoble.
16. 3. 1815 Dem Tyrannen hat Lyon die Tore geöffnet. – In Querre ging Marschall Ney zum Usurpator über.
17. 3. 1815 Bonaparte rückt in Eilmärschen nach der Hauptstadt, wird aber niemals in Paris einziehen.
19. 3. 1815 Napoleon wird morgen vor unseren Toren sein.
20. 3. 1815 Der Kaiser ist in Fontainebleau angekommen.

Anekdoten

21. 3. 1815 *Ihre Kaiserliche und Königliche Majestät haben gestern in Höchst – ihrem Schlosse, den Tuilerien, mitten unter ihren treuen Untertanen Rast gehalten.*

Bei der Schlacht von Waterloo ergriff ein englischer Soldat bei den ersten Schüssen das Hasenpanier. Ein Offizier stellt sich ihm in den Weg und fragt: „Wie heißt Er, Kerl?" – „Leedmann!" kommt die Antwort. Abends nach der Schlacht, wird Leedmann gesucht. Niemand kennt ihn. Der Offizier geht von einer Kompanie zur anderen. Auf einmal hat er den Soldaten. „Weswegen hast du mir einen falschen Namen angegeben?" herrscht er ihn an.
Der Soldat: „Ich war so glücklich, daß Napoleon Dresche bezog, daß ich mich selbst nicht mehr gekannt habe."

Der Gouverneur von Mailand, ein österreichischer General, ließ Verdi, der trotz seiner Jugend schon sehr bekannt war, rufen und erbat einen Marsch für seine Truppen. „Herr General", erwiderte der Komponist kalt, „ich habe nur Abgangsarien. Wollen Sie eine solche?"

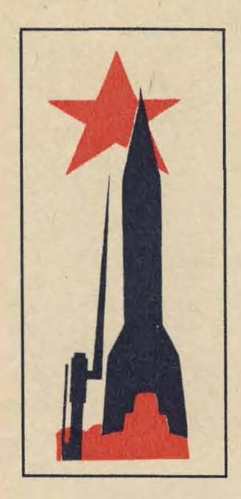
Ein junger Arzt in Montreal (Kanada) hatte sich um Einstellung als Marineoffizier beworben. Er wurde jedoch eingezogen, bevor über sein Gesuch entschieden war. Aus unerfindlichen Gründen kam er in ein Lager für Analphabeten. Dort wurde er in Drillichzeug gesteckt und mußte Steine und Bäume weiß anstreichen. Der Doktor trug es mit Humor und machte auch keine Anstalten, um seinen Fall aufzuklären. Eines Tages war er gerade dabei, im Wald das Laub zu fegen, als ein Jeep heranrollte. Ein Feldwebel stieg aus und knurrte ihn an: „Heißen Sie Lind?"
„Ja!"
Der Feldwebel zog einen amtlichen Umschlag aus der Tasche und wollte ihn übergeben. Da fiel ihm ein, daß er es ja mit einem Analphabeten zu tun hatte. „Warten Sie, ich lese es Ihnen vor!" sagte er, riß das Kuvert auf und las: „Hierdurch wird Ihnen mitgeteilt, daß Ihr Gesuch um Einstellung als Marineoffizier genehmigt worden ist . . ."
Der Feldwebel konnte vor Erstaunen nicht weiterlesen. Schließlich platzte er heraus: „Ich habe mich schon immer gefragt, wo die Marine ihre Offiziere hernimmt. Jetzt ist mir alles klar!"

Im Sommer 1918, im letzten Kriegsjahr, waren natürlich auch in Österreich die letzten Kraftreserven erschöpft. In den Spitälern und Lazaretten suchte man Kranke und Krüppel zusammen und schickte sie zum zweiten –, zum drittenmal an die Front. Die Opfer schmückten sich dann mit hintergründiger Ironie selbst, indem sie um ihre Feldmütze ein schwarzgelbes Band legten, mit der Aufschrift „Heil! Zum dritten Mal ins Feld!" Auch „Heil! Zum vierten Mal . . ." kam vor.
Als man aber in Wien auf einen wohlgenährt und gesund ausschauenden Soldaten stieß, der auf seiner Kappe „Heil! Zum 87. Mal ins Feld!" stehen hatte, hielt ihn die Militärpolizei an.
„Was ist das für ein dummer Witz? Zum 87. Mal ins Feld, das gibt's doch nicht – was soll das heißen?!"
„Es stimmt doch!" erklärte der Soldat steif und fest.
„Das ist unmöglich!"
„Aber ja! Heut fahr'n wir g'rad wieder in den Stab. I bin der Chauffeur vom General Sowieso."

Ein Bürger der italienischen Stadt Bologna gab auf dem Standesamt an: „Mein Sohn, der vor wenigen Stunden geboren wurde, soll mit dem Namen Odiolaguerra eingetragen werden." Das bedeutet soviel wie „Kriegshasser".
Das Standesamt und der Magistrat der Stadt lehnten nach Beratungen ab. Begründung: „Es ist nicht erlaubt, Kindern Namen zu geben, die die öffentliche Moral gefährden!"

In Chikago weigerte sich ein Soldat, die politischen Instruktionsfilme anzusehen. Vor dem Militärgericht sagte er aus: „Diese Filme werden mit dem Verstand Zwölfjähriger für ein Publikum mit dem Verstand von Zehnjährigen gemacht."

Die aktuelle Umfrage



Freundschaft

Die Soldatensprache hat mehrere Namen für sie. Kaum hört man das streng-offizielle „Sowjetsoldat". Gang und gäbe ist es vielmehr, von den „Freunden" zu sprechen – und jeder hat seine eigenen Erinnerungen dabei.

Obermaat Karl-Heinz Fabig, 23, denkt an den sowjetischen Genossen aus der Nachbarkaserne, den er beim Fußball kennengelernt hat und der seitdem abends öfter zu ihm herüberkommt und seine Russisch-Lektionen abhört, mit denen er sich auf den Abschluß der 10. Klasse vorbereitet. Soldat Gerhard Ambross, 18, denkt an eine gemeinsame Übung, bei der er sah, mit welcher Vorsicht die sowjetischen Panzersoldaten fuhren, um keinen Flurschaden anzurichten. Oberfeldwebel d. R. Heinz Meusel, 33, denkt an ein Gefechtsschießen, wo ihm ein wichtiges Aggregat ausgefallen war und zwei sowjetische Genossen ihm in ununterbrochener Tag- und Nachtarbeit halfen, es wieder instandzusetzen. VP-Hauptmann Hans Bruski, 41, denkt an die gute Sitte, die sich zwischen seiner und einer sowjetischen Einheit eingebürgert hat, den Geburtstagskindern gemeinsam zu gratulieren. Matrose Willi Genrich, 19, denkt an die Dienstfahrt, bei der ihm der Sprit ausgegangen war und ein sowjetischer Fahrer ihm anstandslos einige Liter in den Tank kippte. Unterfeldwebel d. R. Wolfgang Nitz, 25, schließlich denkt an jenes „Gefecht", da sie den „Gegner" darzustellen hatten, die sowjetischen Soldaten jedoch mitten in der Übung alles vergaßen, laut „Hurra!" schrien, unseren Soldaten um den Hals fielen und in ihnen nicht mehr den Übungs-Gegner, sondern nur die Freunde und Waffenbrüder sahen.

Und nicht ohne Grund ist oft einfach die Rede vom „Towarischtsch" – dem Klassenbruder mit dem roten Stern an der Mütze, mit dem uns das Stärkste verbindet, was es gibt auf der Welt: Die weltverändernde Weltanschauung des Marxismus-Leninismus, der gemeinsame Kampf für Frieden und Sozialismus. „Es ist schön, zu wissen, daß man solch einen ökonomisch und militärisch starken Freund und Kampfgefährten an seiner Seite hat und daß man sich jederzeit auf ihn verlassen kann", kommentiert Soldat Reiner Neumann, 22, und sagt weiter: „Ich bin stolz darauf, an der Seite unserer sowjetischen Waffenbrüder zu stehen und mit ihnen zusammen mein sozialistisches Vaterland, unser großes sozialistisches Lager zu schützen. Wir bilden gemeinsam ein starkes und zuverlässiges Ganzes, und keiner soll es wagen, uns anzugreifen. Wir würden ihm zeigen, was wir vermögen, was Waffenbrüder sind!"

Die deutsch-sowjetische Freundschaft – das ist



heute eine Freundschaft, die im wahrsten Sinne des Wortes volkseigen wurde. Ebenso wie die Waffenbrüderschaft mit der ruhmreichen Sowjetarmee unseren Soldaten eine Herzenssache ist. Diese aktuelle Umfrage – mit Schilderungen und Berichten aus persönlichem Erleben – legt Zeugnis dafür ab. Denn wir wissen, daß, wie es im Aufruf zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution heißt, die Wahrheit heute aktueller denn je ist: „Wer mit der Sowjetunion im Bunde ist, der marschiert mit der Vorhut der Menschheit, der wird in der Geschichte immer zu den Siegern gehören."

Ihr

Karl Heinz Freitag

17 aus 170

AR fragte: „Was imponiert Ihnen an den sowjetischen Soldaten und was schätzen Sie besonders bei ihnen?" 17 Antworten sollen für 170 stehen, die wir insgesamt dazu bekamen.

• • •

Soldat Ingo Scheumann, 21: „Sie sind bescheiden und gerade auch uns deutschen Soldaten gute Kameraden." · Funker Gudrun Thiele, 19: „Mich beeindruckt immer wieder ihre aufrichtige Freude über jeden Erfolg unserer Republik." · Meister Anton Lüftner, 23: „Unter ihnen fand ich außergewöhnlich viel gute Schachspieler." · Gefreiter Norbert Weichbrodt, 20: „Imponierend ist ihr kameradschaftliches Verhältnis zu den Vorgesetzten, die mit den Soldaten

Herzenssache?



singen, tanzen und lachen." · Gefreiter Jörg Müller, 22: „Unübertroffen ist ihre Hilfsbereitschaft, die keine Bedingungen kennt." · Obermaat Hans-Jürgen Lösche, 23: „Obwohl sie hier fern von ihrer Heimat dienen und vieles entbehren müssen, murren sie nicht und haben eine einwandfreie Disziplin." · VP-Wachtmeister Hannelore Heiland, 20: „Sie sind jederzeit freundlich, können wunderbar singen und ihre Kinderliebe ist beinahe schon sprichwörtlich." · Unteroffizier Dieter Reeck, 22: „Faszinierend ist ihre Gastfreundschaft." · Gefreiter Manfred Hahnemann, 21: „Wenn man sich mit ihnen unterhält, merkt man, daß sie sehr wißbegierig sind." · Unteroffizier Bernd Winkler, 21: „Bei dem Besuch einer sowjetischen Kaserne fiel mir auf, daß dort eine tadellose Ordnung und Sauberkeit herrschte." · Gefreiter Thomas Tippner, 21: „Ihren Dienst versehen sie mit Initiative, Interesse und viel Aufopferung." · Unterwachtmeister d. R. Jürgen Hildebrandt, 25: „Uneigennützig übermitteln sie anderen ihre Erfahrungen." · Soldat Peter Speck, 21: „Sportlich sind sie immer dicke da!" · Kapitänleutnant d. R. Heinz Hoffmann, 34: „Im Ausgang zeigen sie sich oft höflicher und taktvoller als unsere Genossen." · Unterfeldwebel Manfred Konieczny, 25: „Verblüfft war ich über die guten deutschen Sprachkenntnisse etlicher Sowjetsoldaten." · VP-Oberleutnant Hans Schmidt, 44: „Schwierigkeiten überwinden sie mit einer unerhörten Energie und mit Hilfe einer ganzen Reihe herrlich-herzhafter Flüche." · Gefreiter d. R. Klaus-Dieter Letzerich, 24: „Als ich mal bei ihnen war, hat mir gefallen, daß sie ihre Freizeit sehr sinnvoll gestalten."

Hinterher standen wir noch beisammen . . .

Es war am 8. Mai 1966.

Kranzniederlegung am sowjetischen Friedhof in Eilenburg.

Außer uns waren auch sowjetische Soldaten da. Hinterher standen wir noch beisammen und unterhielten uns.

Die Genossen erzählten, daß sie selbstverständlich viel lieber zu Hause in der Heimat wären. „Es gibt dort noch viel zu tun, eine Menge Arbeit", sagte mir einer in gebrochenem Deutsch. „Aber, es geht nicht. Unser Land und euer Land, unser Aufbau und euer Aufbau müssen geschützt werden. Dazu sind wir hier und stehen an eurer Seite. Und auch wegen der Kinder sind wir Soldat. Sie brauchen uns, damit sie in Frieden leben und aufwachsen können."

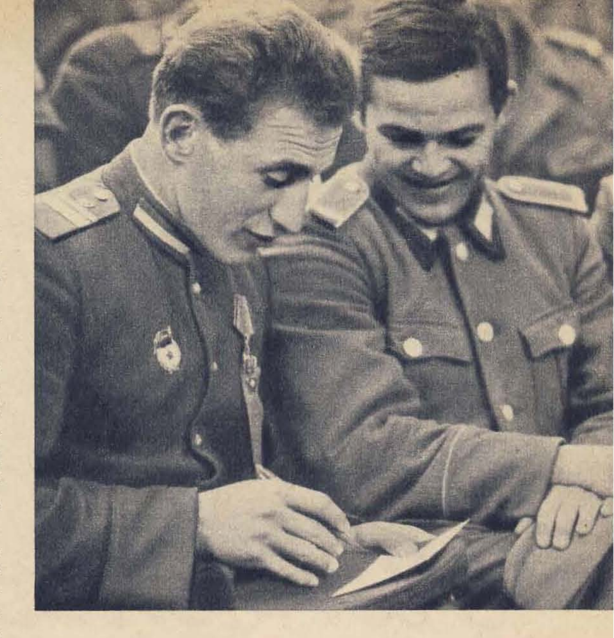
Dabei nahm er eines der vielen Kinder, die neugierig um uns herumstanden, und hob es hoch. Er lachte und alle lachten mit. Vielen standen die Tränen in den Augen.

Der sowjetische Genosse legte seinen Arm um meine Schulter.

In diesem Augenblick knipste uns ein Pressefotograf. Am nächsten Tag war das Bild in der Zeitung.

Jedesmal, wenn ich es mir ansehe, muß ich an diesen Tag denken.

Oberleutnant R. Böhm (29)



Ex-Schritt

Neben uns lag ein sowjetischer Truppenteil. Als wir für den 1. März den Vorbeimarsch übten, kamen uns die Freunde entgegen. Als sie auf unserer Höhe waren, gingen sie in Ex-Schritt über. Das Beispiel machte Schule. Fortan marschierten wir bei unseren Begegnungen immer im Exerzierschritt aneinander vorbei. Wir brachten damit unsere gegenseitige Achtung zum Ausdruck, und dann war es auch ein gutes Training.

Gefreiter d. R. Günter Macht (25)

Nur eine Trainingsstunde?

Volleyball.

Ein Satz nach dem anderen geht an die sowjetische Mannschaft. Wir spüren: Hier können wir keinen Blumentopf gewinnen.

Doch kaum haben wir das Spielfeld als Unterlegene verlassen, fordern uns unsere Bezwinger zu einer Trainingsstunde auf.

Hart geht es her. Der Trainer schenkt uns nichts. So sind wir noch nie gefordert worden, so intensiv haben wir noch nie geübt. Trotzdem: Es macht Spaß – und wir lernen eine Menge dabei, erkennen deutlich unsere Schwächen.

Ist diese Trainingsstunde nicht auch ein Beweis unserer engen Freundschaft?

Unteroffiziersschüler Dieter Koubek (20)

Silvesterstreit

Als ich noch in der UdSSR studierte, fuhr ich zur Jahreswende nach Moskau. In meiner NVA-Uniform, versteht sich.

Im Zug traf ich einige sowjetische Soldaten. Bald war ein Gespräch im Gange. Und obwohl ich überhaupt nicht darauf angespielt hatte, stritten sie sich nach den ersten Worten, bei wem ich nun Silvester feiern würde.

Sie einigten sich aber dann doch. Ich wurde von einem eingeladen und verlebte in seiner Familie zwei herrliche Tage. Keiner stellte große Fragen. Ich gehörte eben dazu.

Leutnant Günter Saupe (30)

Das Heideröslein

In einem tollen Wirbel jagen Burschen und Mädchen nach den Klängen eines russischen Volkstanzes über die Bühne. Donnernder Applaus belohnt diese Darbietung des Belorussischen Gesangs- und Tanzensembles in einem Soldatenklub.

Als der Beifall verebbt ist, erheben sich helle zarte Stimmen.

„Sah ein Knab ein Röslein stehn, Röslein auf der Heiden . . ."

Wie viele Zuschauer bin auch ich besonders angetan von diesem Lied.

Später, beim gemeinsamen Essen, komme ich darauf zu sprechen. Und ich höre, daß die Sowjetsoldaten „meinen" Goethe ebenso lieben wie ich.

„Weißt du", erklärt mir einer, „Puschkin und Gorki haben nicht nur für Russen geschrieben, obwohl sie Russen waren. Und Goethe hat auch nicht nur für Deutsche geschrieben, obwohl er Deutscher war. Wir schätzen ihn als einen großen Deutschen und als einen ganz Großen der Weltkultur. Deshalb lesen und lieben wir ihn."

Gerade über Goethe weiß ich sehr gut Bescheid. Trotzdem habe ich an diesem Abend einiges dazugelernt. Und außerdem lese ich seitdem häufiger als bisher sowjetische Dichter und Schriftsteller . . .

Unteroffizier Hans-Dieter Thom (25)

Retter in höchster (Straßenbau-)Not

Vor einer fast unüberwindlichen Hürde stand der Rat meiner Heimat-Gemeinde, als ein altes, aber noch recht stabiles Haus die Weiterführung eines Straßenbaus behinderte. Hoffnungsvoll wandte man sich an mich, den einzigen Armeeangehörigen, der sich zu dieser Zeit im Ort befand.

Mein Plan stand fest: Hier können nur die in der Nähe stationierten sowjetischen Panzerleute helfen. Leise Beklemmung überfiel mich. Wird meine Bitte auch offene Ohren und zugkräftige Panzer finden?

Doch es ging besser als ich es mir vorgestellt hatte. Ein Termin wurde ausgemacht, und bald donnerten die Panzer heran. Kurze Kommandos ertönten: Die Panzermotoren heulten auf... Uns blieb kaum Zeit, den Genossen ein Dankeschön zu sagen und sie zu einem Freundschaftstreffen einzuladen. Als der Abend stattfand, war die Straßenbaubrigade schon wieder einige hundert Meter weiter.

Obermatrose Wolfgang Wucherpfennig (20)



Ar-Cocktail

Bonn-Bonn's

Die Woche der Amis
gabs in Frankfurt am Main;
sie sollte für Frankfurt
ein Kulturbeweis sein.

Erst gab es „keep smiling",
und dann gab es „shake hands",
und dann gab es Schläge –
wer die Amis kennt, kennt's!

Die Losung der Amis
bekam hier Gestalt:
„Und bist du nicht willig,
so brauch ich Gewalt!"

Zeichnung: Arndt



Herr Lübke verfügte:
Die Mini-Spione
sind nichts für die Masse. –
Daß man sie verschone,

da werden die Dinger
jetzt nicht mehr gehandelt.
Ihr Einsatzzweck hat sich
von Grund auf gewandelt.

Sie werden jetzt nur von
der Regierung geführt –
damit man dem Volke
besser nachspioniert.

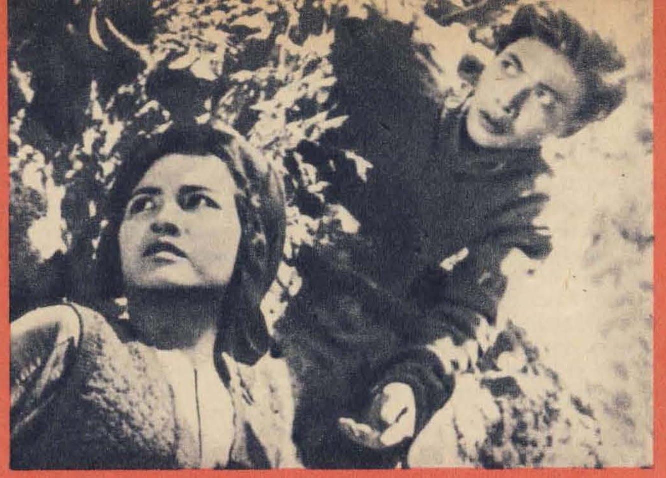
●

Griechische Faschisten
hob ein Putsch zur Macht,
NATO-Hilfestellung
hat's zuweg gebracht.

„Ruhe herrscht und Ordnung!"
meldet man aus Bonn.
Doch im alten Hellas
spürt man nichts davon.

Doch die Welt, die weiß es,
was die Meldung barg:
Ruhe herrscht und Ordnung –
wie in einem Sarg.

H. Lauckner



(Demokratische Republik Vietnam)

„Alarm auf Stützpunkt Cat Bi"

Eine Nacht im Frühjahr 1954. Auf Cat Bi, dem größten und wichtigsten französischen Luftstützpunkt in Nordvietnam, wird Alarm ausgelöst. Zu spät! Ein Großteil der dort stationierten Flugzeuge ist bereits ein Raub der Flammen geworden. Die Luftbrücke, die die Versorgung der französischen Dschungelfestung Dien Bien Phu sichern sollte, ist zusammengebrochen. Der scharf bewachte Sperrgürtel rund um den Stützpunkt hatte die Katastrophe nicht abzuwenden vermocht. Was war geschehen?
Eine Gruppe von 32 Partisanen hatte die Befestigungsanlagen durchbrochen und 59 Flugzeuge in die Luft gesprengt. – Der Angriff war von langer Hand vorbereitet, doch nur dem Mut und der Einsatzbereitschaft aller Beteiligten war es zu verdanken, daß das unter den schwierigsten Bedingungen geplante Unternehmen Erfolg hatte. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung war auch die Hilfe der in der Nähe Cat Bis internierten Bevölkerung. Trotz Repressalien und scharfer Bewachung hatten die vietnamesischen Bauern die Partisanen versteckt und mit dem Lebensnotwendigsten versorgt.
Der Film wurde nach Tatsachen gedreht. Militärischer Berater war Hauptmann Do tat Yen, einer der Beteiligten am Angriff auf Cat Bi. Die Zerstörung des Luftstützpunktes Cat Bi war der Anfang vom Ende der Festung Dien Bien Phu. *Ar.*

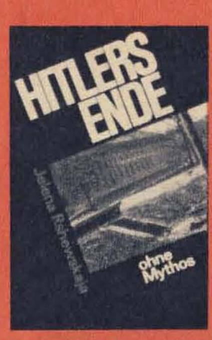


Fotowiderstand und Fotodiode

Durch Licht bestimmte Vorgänge zu steuern, interessiert nicht nur im Bereich der industriellen Elektronik. Mit Parklichtschaltern, Dämmerungsschaltern, Lichtschranken, der Lichttelefonie und anderen solchen Problemen beschäftigen sich auch die Elektronikbastler.
Voraussetzungen für solche lichtelektronischen Anlagen sind der Fotowiderstand und die Fotodiode. Diese arbeiten nach dem inneren fotoelektrischen Effekt, wobei sich Ladungsträgerpaare bilden, wenn Licht auf das Halbleitermaterial fällt. Diese Ladungen lassen entweder unmittelbar einen Stromfluß entstehen (Fotodiode, Fotoelement), oder sie verändern den Widerstand des Halbleiters (Fotowiderstand).

Der Fotowiderstand ist ein Halbleiter-Bauelement, besteht aus einer dünnen Cadmiumsulfidschicht auf einer nichtleitenden Unterlage und zwei Anschlüssen. Bei zunehmender Beleuchtung wird die Leitfähigkeit größer, der Widerstand kleiner. Der

100 S. und 32 S. Abbildungen, 5,30 MDN.



Jelena Rshewskaja: Hitlers Ende ohne Mythos

Würde man heute bei uns die Meldung verbreiten, Adolf Hitler lebe noch, kein Hund kröche hinter dem Ofen hervor. Der ist abgetan, vorbei, wenn auch nicht vergessen. Interessant kann aber sein, wie die letzten Zuckungen der braunen Führung im zentralen Bunker des zerstörten Berlin verliefen, als Hitler und die Braun die Ampullen zerbissen und der Chef des SS-Kommandos Rattenhuber die beiden schlecht brennenden Körper in den Bombentrichter warf, in dem die beiden Hunde Hitlers schon verwesten.

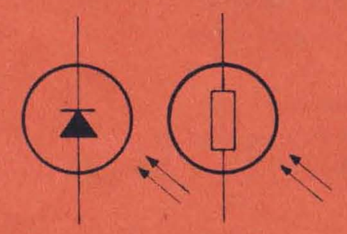
Bekannte Berichte über die letzten Tage der Reichskanzlei sind entweder ehrlich, doch durch die Wirren der letzten Stunde getrübt, oder nachträglich aufgepulvert und für bestimmte Machinationen zurechtgeschneidert. Nun liegt ein schlichtes Bändchen vor, das scheinbar anspruchslos, aber außerordentlich detailgetreu nicht die Spuren heute aufgreift, sondern sie von damals ans Licht der Öffentlichkeit bringt. Das ist ein nüchterner Bericht, fast ein Protokoll über die Tätigkeit der Gruppe des Obersten Gorbuschin, die den Auftrag hatte, das Material in der Reichskanzlei zu sichern und Hitler zu finden, lebendig oder tot, aufgeschrieben von einer Mitarbeiterin der Gruppe, der Dolmetscherin. Frappierend die Fakten, und es berührt merkwürdig, erfährt man, daß die Autorin den einzigen Beweis von Hitlers Tod in einem Kästchen bei sich trug: seine Zähne. Minutiös ist das Geschehen zum Teil durch belegte Aussagen rekonstruiert, Aufzeichnungen, Protokolle, Notizen, Meldungen, Tagebücher, wie das des verschollenen Martin Bormann erhärten und vervollständigen in Auszügen das Bild.

Dieser Beitrag will weniger neue Probleme aufwerfen, er schließt alte ab, indem er nachweist, wie ein Schlußstrich gezogen wurde. Er zeigt gleichzeitig die krampfigen Bemühungen der noch lebenden Erledigten, das zerfetzte Regime unter allen Umständen aufrechtzuerhalten. Dort weist das Buch über das Registrierende hinaus, und es schneidet mit einem Hieb Gerüchte und Spekulationen ab.

Das Buch kommt spät, aber nicht zu spät, und es dürfte eigentlich nur der Auftakt sein, das hier angedeutete umfassende Material in einen größeren Zusammenhang zu stellen und es zu publizieren.

Claus

Dunkelwiderstand beträgt einige 100 MOhm, bei starker Beleuchtung sinkt er bis auf einige kOhm ab.



Schaltzeichen für Fotowiderstand (links) und für Fotodiode (rechts).

Durch seine Trägheit verarbeitet er keine schnellen Lichtschwankungen. Die Fotodiode ist ein Halbleiterbauelement, bei dem die Sperrschicht nicht abgedeckt wurde. Durch Lichteinwirkung erhöht sich der Sperrstrom. Die Fotodiode kann als Fotoelement geschaltet werden, wobei durch Lichteinwirkung eine geringe Klemmenspannung entsteht. Mit einer Hilfsspannung in Sperrrichtung arbeitet die Fotodiode als veränderlicher Widerstand. Ihr Vorteil ist, daß sie auch schnelle Lichtschwankungen verarbeitet.

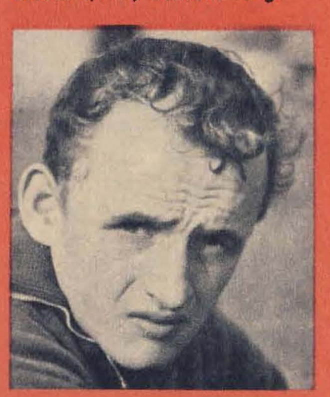
(In den nächsten Heften folgen entsprechende Bauanleitungen.)

Ing. Schubert



OBERFELDWEBEL JÜRGEN BUSCH

Geboren: 24. Dezember 1944. Beruf: E-Schweißer. Klub: ASK Vorwärts Potsdam. Größte Erfolge: Sieger des traditionellen internationalen Marathonlaufes 1967 von Marathon nach Athen; Inhaber der DDR-Marathon-Bestzeit von 2 : 16 : 09,2. Größe: 1,62 m, Gewicht: 53 kg.

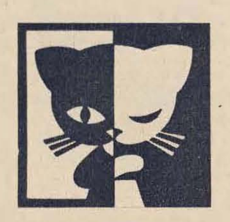


Verhinderte Radsportler scheinen gute Voraussetzungen zu haben, in anderen Sportdisziplinen hervorragende Leistungen zu vollbringen. Jochen Mietzner („AR"-Porträt vom Mai) hing den Rennsattel an den Nagel, weil er zu groß und schwer wurde – bei Jürgen Busch war es genau umgekehrt: er war zu klein und leicht und stieg nach einem schweren Sturz von der Rennmaschine. Erst bei der NVA, zu der er sich 1961 freiwillig meldete, zog er die Laufschuhe an und versuchte es mit den langen Strecken. Eine Urkunde hängt heute noch in seiner Potsdamer Stube, die ihn als 5000-m-Sieger in 21 min. ausweist. Sein erstaunlicher Aufstieg erfolgte dann beim ASK Vorwärts unter Anleitung seines Trainers Wolfgang Winkler. Der ließ ihn 1963 im ersten ASK-Jahr auch gleich 25 km laufen und bereitete ihn systematisch auf die 42,195 km lange Marathondistanz vor. „Mücke", wie Jürgen Busch seiner Statur wegen genannt wird, ist damit der erste DDR-Sportler gewesen, der bereits mit 21 Jahren für diese Mammutstrecke entwickelt wurde – ohne „Umweg" über die mittleren Distanzen. Die Erfolge bisher sprechen für diesen Weg, und ohne Übertreibung kann man heute sagen, daß wir von ihm in Mexiko einiges erwarten.

KW

Seife muß immer dabeisein!

Körperpflege, die Freude bereitet, verlangt den milden Schaum einer guten Seife.
Selbstverständlich, denn nur eine gute Seife reinigt die Haut gründlich und erfrischt für Stunden.



GEMEINSCHAFTSWERBUNG DER ERZEUGNISGRUPPE SEIFE



IKA ELECTRICA



Dies Porträt ist rund zwanzig Jahre alt. Generaloberst war Michail J. Katukow damals. Mit 18 Jahren hatte er sich freiwillig zur Roten Armee gemeldet und als Kavallerist unter Budjonny am Bürgerkrieg teilgenommen. Mit 22 Jahren absolvierte er einen Kurs für Rote Kommandeure und wurde danach Kompaniechef. Rund 30 Jahre später war er Brigadekommandeur und verwehrte mit 65 Kampfwagen den Panzern Guderians solange den Weg nach Moskau, bis die Front geschlossen war. Für diese Kämpfe kam die Ernennung zum General, und seine Brigade wurde die erste Gardebrigade in der Geschichte der sowjetischen Panzertruppen. Zweimal wurde er später als Held der Sowjetunion ausgezeichnet – das erste Mal für die Operation bei Sandomierz, das zweite Mal für die Weichsel-Oder-Operation. Der Weg, den seine Panzerarmee dann von der Oder nach Berlin zurücklegte, war in der Luft der kürzeste und maß ganze 70 Kilometer. Aber der Weg führte auf der Erde über die Seelower Höhen. „Sie waren kaum bezwingbar für Panzer; ein Graben lag hinter dem anderen; für die Faschisten waren die Seelower Höhen die letzte Verteidigungsstellung vor Berlin“, erklärt militärisch nüchtern Genosse Katukow. Gefühlsbetonter urteilte dagegen einmal ein bekannter sowjetischer Frontbildberichterstatter: „Die für mich schrecklichsten zwei Kriegsereignisse waren der Besuch im eben befreiten Konzentrationslager Lublin und – die Kämpfe um die Seelower Höhen.“ – 22 Jahre später führte der Weg den jetzigen Marschall Katukow wieder über das Kampffeld jener blutigen Schlacht. Der folgende Beitrag entstand nach dem mündlichen Bericht seiner Dolmetscherin.



Bild rechts unten: Zu Besuch im Gemüsekombinat Wollup. „Schreiben Sie: ‚Marschall Katukow unter deutschen Freunden.‘ Diese Unterschrift paßt zu allen Fotos.“

Sie wurden gute Freunde: Marschall Katukow und Genosse Zech von der SED-Bezirksleitung Frankfurt/Oder.

▼

„Mein Marschall“

Am letzten Tag seines Aufenthaltes legte die Redaktion Marschall Katukow einige Fotos unserer Reise vor. ‚Ob er sie nicht kommentieren würde!‘ Er schaute sie sich der Reihe nach an und sagte dann: „Schreiben Sie: ‚Marschall Katukow unter deutschen Freunden! Diese Unterschrift paßt zu allen Fotos!“ Das war kurz und bündig. Aber für eine Zeitschrift liegt wohl nicht immer in der Kürze die Würze. Deshalb soll ich also einige Worte mehr über die Fotos einer Reise sagen, an die ich mich immer gern erinnern werde.

Meine erste Reise als Dolmetscherin war noch gar nicht abgelaufen, als ich überraschend abberufen wurde. „Morgen ruhst du dich aus, und ab übermorgen begleitest du den Marschall Katukow“, hieß es. Ich? Ich hatte doch noch nie eine Kaserne besucht. Einen Panzer konnte ich nicht von einer SFL unterscheiden, geschweige, daß mir die militärischen Ausdrücke geläufig waren. Ich wußte nur, daß ein Marschall das höchste ist, was es unter den Militärs gibt. So war mein Lampenfieber größer als vor einer Prüfung.

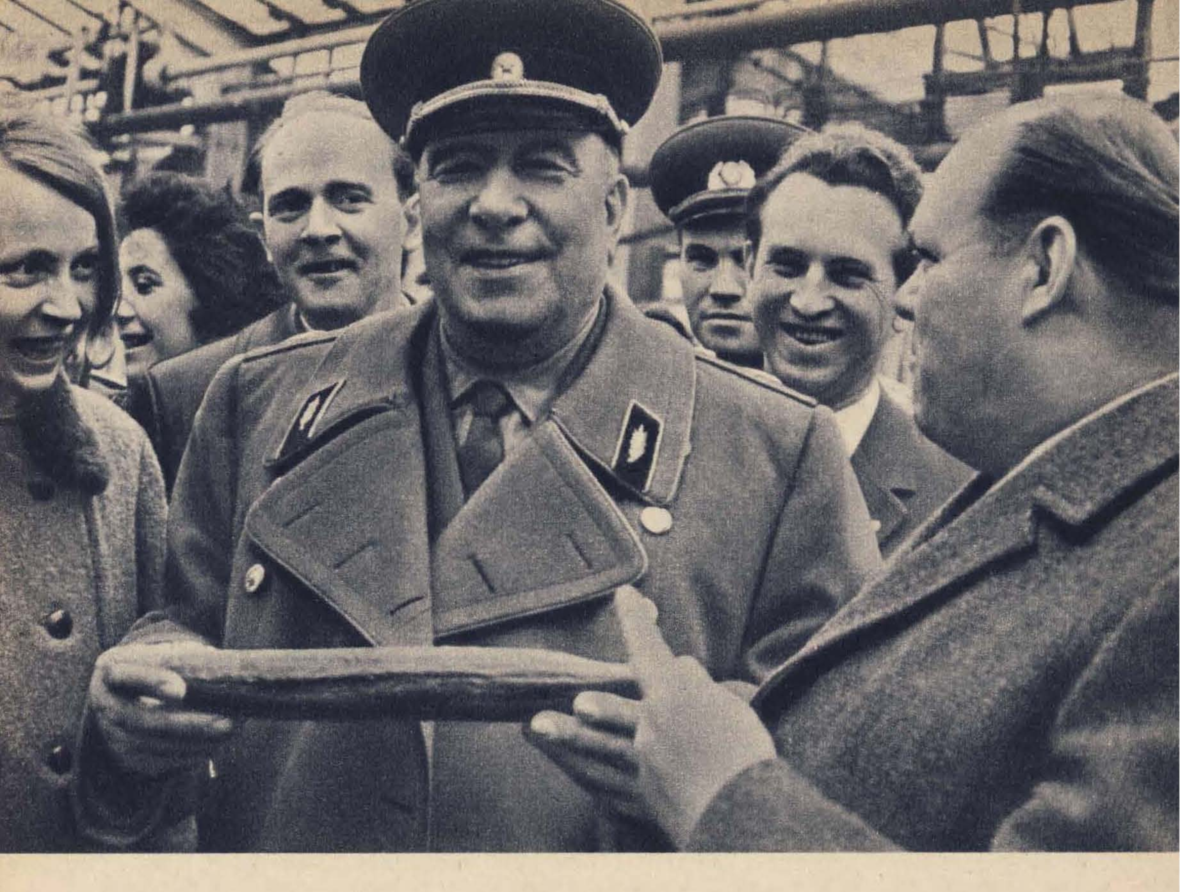
Aber Genosse Katukow hat es mir leicht gemacht. Ich war nur einmal „Leidtragende“, als er mich nämlich endlich doch überredet hatte, seinen Schnupftabak zu probieren. Ja, der Marschall ist immer zu einem Scherz aufgelegt. Und er ist auch sehr bescheiden. Programmänderungen gab es nur einige Male nach einem anstrengenden Tagesprogramm. Genosse Katukow bat, wegen seines Gesundheitszustandes etwas früher als geplant aufbrechen zu dürfen. Ist es unhöflich, darüber zu sprechen? Ich wollte es dennoch erwähnen. Es handelt sich doch dabei um Verletzungen und Schäden aus dem Kriege.

Ich habe auch viel von ihm gelernt. Er ist fast ein Sprachwissenschaftler und Historiker und konnte stundenlang aus der alten und neueren russischen Geschichte erzählen. Mir gefiel, daß er sein Volk sehr liebt, dessen Standhaftigkeit und Kämpferherz, dessen Herzlichkeit, Gradlinigkeit und Offenheit, und daß er auch von uns viel hält. Und das offenbaren doch auch die Fotos.

Vor dem Ehrenmal in Seelow wurde dem Marschall während einer Jugendkundgebung die Ehrennadel der DSF verliehen. Seinerseits konnte er jungen FDJlern die Mitgliedsbücher der DSF überreichen. „Man spürt“, sagte er immer wieder im persönlichen Gespräch, „daß diese Jugend die Freundschaft mit der Sowjetunion ehrlich meint.“

Am Tag nach der Kundgebung sind wir über





die Höhen bis Reitwein gefahren, wo damals der Armeestab des Genossen Katukow lag. Am Ehrenmal der 3000 gefallenen sowjetischen Soldaten legten wir einen Kranz nieder. Hier wurde der Marschall gefragt, ob er einige Worte an die Versammelten richten wolle. Wenn ich mich recht erinnere, geschah es hier zum einzigen Male, daß er eine Bitte ablehnte. Ihm war anzusehen, wie nahe die Erinnerung ging. Er sei dankbar, sagte er später, daß alle Soldatenfriedhöfe gut gepflegt sind.
Wie überall wurde Genosse Katukow auch von der Frauenbrigade im Gemüsekombinat nach den damaligen Kämpfen befragt. Uns Begleitern konnte er während der langen Autofahrten natürlich noch mehr Details erzählen, bitterernste, traurige, aber auch optimistische. Er erzählte von dem letzten lebenden Tier im Berliner Zoo, einem Elefanten, den er mit Heu versorgen ließ, von seinem Beutewagen, den einst Goebbels gefahren hatte, von hungernden Menschen, die an verendeten Pferden herumschnitten, von sowjetischen Soldaten, die das warme Essen aus ihren Feldküchen mit Deutschen teilten.
„Bevor wir die Oder überquerten", berichtete Genosse Katukow, „schrieben wir einen Brief an alle Soldaten meiner Armee, in dem es hieß: ‚Wir kämpfen nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen die Faschisten!' Aber die meisten Deutschen begriffen damals noch nicht, daß wir als Befreier kamen!"

Nach den Kämpfen wurde Genosse Katukow Leiter der Sowjetischen Militäradministration in Dresden, später und bis 1950 in Potsdam-Babelsberg. Er hat damals viele Aktivisten der ersten Stunde kennengelernt. Noch immer ist er zum Beispiel mit dem Direktor der Meißner Porzellanmanufaktur befreundet. „Wenn Sie so wollen", sagte der Marschall einmal von sich, „bin ich ein alter Deutscher."

So ist es nicht verwunderlich, daß er vom Genossen Zech, einem Aktivisten der ersten Stunde aus dem Gebiet rund um die Seelower Höhen, und auch von den Frauen des Gemüsekombinats viel über das neue Leben wissen wollte, über die Fruchtfolge und die Be- und Entwässerungsanlagen, die er unterwegs gesehen hatte, über die Gründung der Genossenschaften und den Parteiaufbau.

Als der Brigadier der Frauenbrigade als guter Planer gelobt wurde, fragte ihn der Marschall, ob er auch eingeplant hätte, bis wann er die ledigen Mädchen unter die Haube brächte. Alles lachte, der Kontakt war geschlossen, und – wie Sie selbst sehen können – auch der Fotograf hatte aufgepaßt. Noch abends hat Genosse Katukow gesagt, die Frauen seien so frisch, so energiegeladen, und er könne sich gut vorstellen, daß sie mit Freude bei der Arbeit sind.

Ja, und dann das Gurken-Foto. Hierzu kann ich doch einen persönlichen Kommentar des Mar-

◀ **„Was für herrliche große Gurken", meinte Genosse Katukow im Gemüsekombinat. „Aber weshalb gibt es hier nicht auch kleine? Die schmecken eingelegt doch besser!"**

„Das größte Erlebnis waren die neuen Menschen, vor allem die von den Erwachsenen, den Genossen erzogene Jugend", sagte der Marschall vor seiner Heimreise. ▶



schalls geben. Er hatte es sich als persönliche Erinnerung ausgebeten. Befragt, warum gerade dieses Foto, antwortete er: „Erstens ist hier der Genosse Zech abgebildet, mit dem ich mich sehr befreundet habe, dann ist hier meine Dolmetscherin, und dann, ja und dann sind hier die herrlichen Gurken, aus einem Gebiet, wo 1945 kaum noch ein Baumstumpf zu sehen war." Ich möchte auch nicht vergessen, daß sich Genosse Katukow einige Zahlen über die allgemeine Entwicklung des Oderbezirks fest einprägte und sie später sogar einigen deutschen Journalisten darbieten konnte.

Übrigens hat er einmal auf die Frage, was ihm weniger gefallen hätte, geantwortet: „Wäre ich länger hier, könnte ich Ihnen vielleicht in aller Offenheit etwas darüber sagen. Aber so – nitschewo." Anders fiel dagegen die Antwort auf die entgegengesetzte Frage aus: „Was mir gefallen hat? Die Disziplin und der große Fleiß, mit dem die Menschen ihre Arbeit anpacken. Ich habe mir die Felder angeschaut, die neuen Bauten, und ich muß sagen, daß mir alles Freude bereitet hat."

Ja, und endlich das letzte Foto. Es wäre wohl geeignet als „Foto ohne Worte". Deshalb von mir dazu auch nur eine Beobachtung und ein Zitat des Genossen Katukow. Die Beobachtung: Oft erzählte er uns begeistert von seinem dreijährigen Enkel Mitka, und oft machte er auf Kinder am Wegesrand aufmerksam und freute sich über sie. Und das Zitat: „Das größte Erlebnis meiner Reise waren die neuen Menschen, vor allem die von den Erwachsenen, den Genossen erzogene Jugend."

Mitka erhält übrigens die Trachtenpuppe, die dem Marschall in einer Panzereinheit unserer Armee geschenkt wurde. Am Tag darauf besuchten wir auch ein Regiment seiner früheren Armee. Der Empfang mit Kapelle und langem Ehrenspalier, oder wie man das nennt, erschien mir hier etwas feierlicher. Aber vielleicht interessiert Sie mehr, was der Marschall zu den versammelten sowjetischen Soldaten und Offizieren sagte?

„Ich war auch in einer Einheit der Nationalen Volksarmee. Das sind Soldaten wie wir. Die NVA ist ein guter Verbündeter der Sowjetarmee, eine zuverlässige Streitmacht des Warschauer Vertrages. Und daß wir gemeinsam jede Aufgabe erfüllen, die uns gestellt wird – daran besteht kein Zweifel. Das berechtigt uns auch, den Revanchisten den Rat zu geben: Wenn sie am Leben bleiben wollen, dann mögen sie uns in Frieden lassen!"



Befehl ausgeführt

J. C. Schwarz

Einer der jungen Referenten im Innenministerium in Bonn, Dr. Kuno, wird zum persönlichen Referenten des Ministers gerufen. „Ich habe etwas sehr Wichtiges für Sie, etwas, das Ihre Entwicklung bei uns entscheidend beeinflussen könnte. Sie sollen sofort nach Innsbruck fliegen, zu Dr. Baier."

„Zu meinem Freund Norbert Baier?"

„Ja. Dr. Baier hat geäußert, daß er Sie zu sehen wünscht. Wir kommen ihm entgegen und schikken Sie nach Innsbruck."

„Aber", stottert Dr. Kuno, „ich verstehe nicht. Einfach so? Zum Vergnügen?"

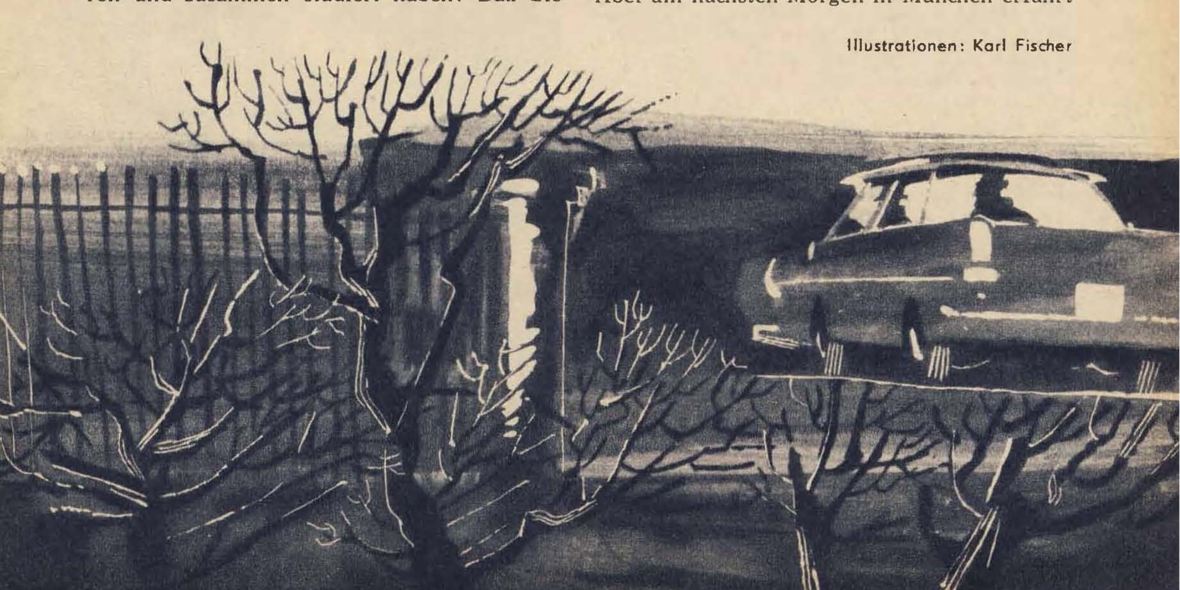
„Nein, natürlich nicht. Sie sollen in unserem Auftrag mit Dr. Baier reden und ihm etwas ganz Bestimmtes ausrichten. Etwas, das wir nicht schriftlich niederlegen möchten. Die Sache ist uns wichtig genug, um Sie nach Innsbruck zu schicken. Spesen spielen keine Rolle."

„Und was soll ich mit Baier reden?"

„Hören Sie gut zu. Wir haben jetzt Oktober. Im November, in etwa vier Wochen, soll eine Zusamenkunft der Außenminister Roms und Wiens stattfinden, in der Südtirolfrage. Beide Seiten haben das beschlossen. Es sollen gewisse Verhandlungen, die im Sommer begannen, fortgesetzt werden. Damals äußerten sich beide Seiten zufrieden über die Verbesserung des Klimas in den Beziehungen. Wir möchten nun, daß Sie Herrn Dr. Baier in dieser Sache ansprechen. Wir halten die erneuten Verhandlungen im November für unerwünscht, da sie

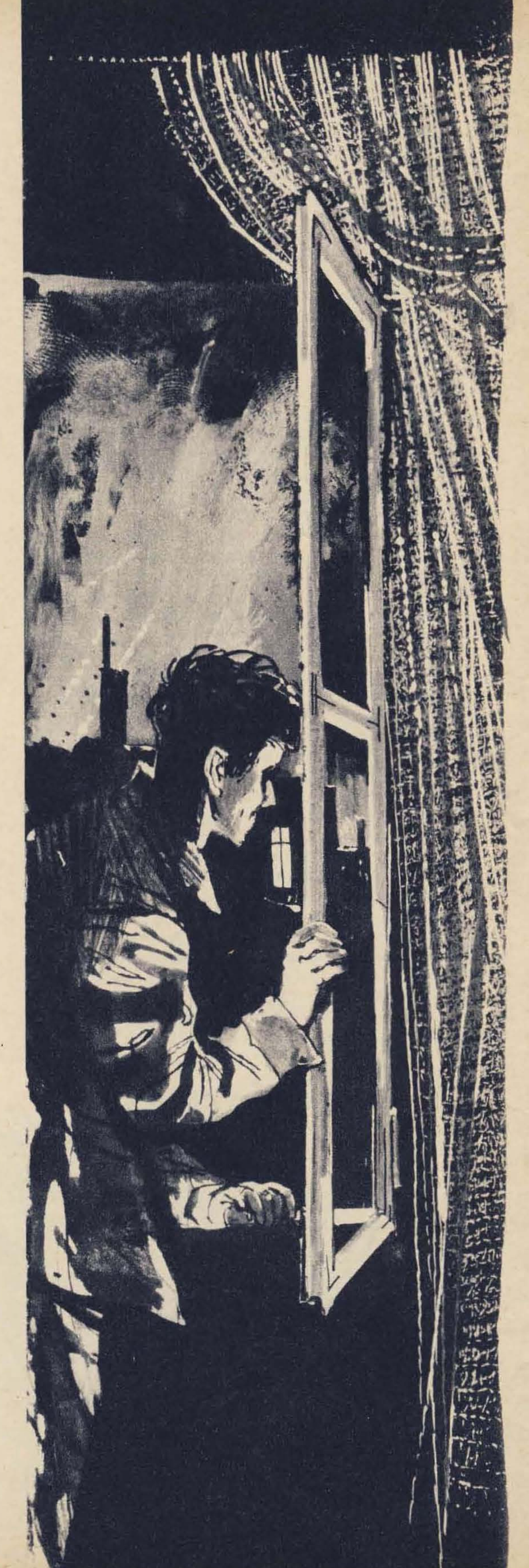
die Gefühle eines durchaus ernstzunehmenden Teiles unserer Bevölkerung verletzen könnten. Wir möchten diese unsere aufrichtige Befürchtung Dr. Baier zur Kenntnis bringen." Eine Pause entsteht, in der sich Dr. Kuno bemüht, das Gehörte zu verdauen. „Gut", sagt er schließlich. „Das ist alles?"
„Ja. Dr. Baier wird sofort verstehen, was wir meinen. Sie überbringen unsere Botschaft. Merken Sie sich eines: Ihr Auftrag ist streng vertraulich. Je delikater Sie die Sache durchführen, um so besser für Sie. Sind Sie bereit, sofort loszureisen?"
„Ich bin natürlich bereit."
„Dann wenden Sie sich an Frau Schmidt. Sie hat Flugkarten und Geld für Sie."
Im Flugzeug hat Dr. Kuno Zeit, nachzudenken. Welche Möglichkeiten hat der gute Norbert Baier, dieser Idealist und Schwärmer, das Zustandekommen von Außenministertreffen zu verhindern? Aus welchem Grunde darf dieses Treffen nicht stattfinden? Was hat unser Innenministerium damit zu tun?
Baier wohnt in einer kleinen Villa am Rande der Stadt, er ist seit einigen Jahren Dozent und hält Vorträge über deutsche Geschichte. Kuno hat ihn mindestens zwei Jahre lang nicht mehr gesehen und freut sich auf die bevorstehende Begegnung, aber an der Tür sagt ihm nach dem Öffnen eine höfliche und sehr hübsche junge Dame: „Sie sind Herr Dr. Kuno? Ja, leider ist Ihr Telegramm zu spät gekommen; Dr. Baier ist schon gestern früh nach München geflogen. Bitte, treten Sie doch näher. Ich bin seine Sekretärin und", sie setzt zögernd und lächelnd hinzu, „Mitarbeiterin".
Der Referent hat also telegrafieren lassen, denkt Kuno; die Vorbereitungen in Ehren, aber was mache ich jetzt? „Wann kommt er denn wieder?" fragt er im Sessel eines modern eingerichteten Arbeitszimmers sitzend. Die Kleine ist sehr eifrig. „Ich habe mit ihm sofort telefoniert, als Ihr Telegramm kam. Er war aber nicht im Hotel. Ich habe hinterlassen, er möchte bitte sofort hier anrufen, es sei dringend." Lächelnd, wobei sie ihm immer hübscher vorkommt, sagt sie: „Er hat mir von Ihnen erzählt. Stimmt es, daß Sie zusammen Flakhelfer waren und zusammen studiert haben? Daß Sie immer die gleichen Freundinnen hatten?" – „Es stimmt. Später, was den letzten Punkt betrifft, wurde es leider anders, weil wir räumlich weit auseinander kamen. Aber sein Geschmack war immer wie meiner, und das ist anscheinend so geblieben."
„Woraus schließen Sie das?" fragt sie kokett.
Da klingelt das Telefon.
„Günter", sagt Dr. Baier auf der anderen Seite der Leitung, „was führt dich zu mir, alter Junge?"
„Du weißt, wo ich arbeite?"
„Natürlich weiß ich das."
„Dann weißt du auch, wer mein Chef ist. Mein Chef schickt mich zu dir. Ich habe dir etwas Besonderes auszurichten."
„Südtirol?" lautet Baiers Frage.
„Woher weißt du das?"
„Zu mir kommt man immer deshalb. Nimm das nächste Flugzeug nach München. Edith soll für dich einen Platz buchen. ‚Hotel Fürstenhof'. Wenn du mich da nicht findest, bin ich im Kulturwerk Südtirol. Adresse im Telefonbuch. Am besten, du nimmst ein Taxi. Also, ich hoffe, wir sehen uns bald. Gib mir noch mal Edith."
Also Edith heißt die Kleine. Sie spricht ein paar Worte mit Baier und legt den Hörer auf die Gabel. „Ich werde gleich für Sie im Flughafen anrufen", sagt sie.
Aber Kuno hat eine Idee. „Ich bleibe noch heute abend. Ich fliege erst morgen früh. Lassen Sie für morgen früh buchen." – „Wie Sie wollen."
Um sechs Uhr früh am nächsten Morgen geht das Flugzeug. Um 22 Uhr abends tanzt Kuno mit Edith in einer Nachtbar.
„Haben Sie alles erledigt, was Sie erledigen wollten?" fragt sie ihn.
„Ich bin gerade dabei, es zu erledigen. Sagen Sie mir bitte: Finden Sie mich sympathisch?"
„Deshalb sind Sie in Innsbruck geblieben, um diese Frage zu stellen?"
Ein wunderbarer Abend. Schon eine Stunde später küssen sie sich. „Und deine wichtige Mission?" fragt sie. „Mission heißt Sendung, nicht? Das Schicksal sandte mich zu dir," antwortet er. „Hoffentlich ist dein Chef mit dieser Art Erledigung so zufrieden wie du."
Aber am nächsten Morgen in München erfährt

Illustrationen: Karl Fischer



er, daß Dr. Baier inzwischen nach Wien weitergereist ist. Er telefoniert mit Edith.
„Was mache ich jetzt? Hat er angerufen?"
„Er ist in Wien bei Konsul Emmerich, läßt er dir bestellen. Er kann leider in den nächsten Tagen nicht nach Innsbruck kommen. Du sollst dich beeilen, wenn es wichtig ist."
„Was mache ich?" fragt Kuno telefonisch in Bonn, nachdem er die Sachlage geschildert hat.
„Wir wußten, daß es schwierig sein wird. Deshalb gaben wir Ihnen ja Geld mit. Fliegen Sie weiter nach Wien."
Es wird früh dunkel in dieser Jahreszeit. Um 17 Uhr hält Kunos Taxi vor einer respektablen Villa in Wien, an deren Tor das Messingschild prangt: „Konsul Emmerich."
In der Nähe der Villa steht ein anderes Auto. Kuno hat den Eindruck, daß jemand in dem Auto sitzt, obwohl alle Lichter ausgeschaltet sind, und ihn beobachtet. Er betätigt den Klingelknopf neben dem Messingschild. Es wurde ihm am Telefon gesagt, daß Konsul Emmerich Bescheid weiß und ihn zu sprechen wünscht.

In einem altmodisch möblierten Saal, dessen Wände holzgetäfelt sind, an einem gemauerten Kamin unter einem großen Ölgemälde sitzend, das eine junge Frau im Ballkleid zeigt, führt Kuno ein Gespräch mit dem ergrauten Konsul Emmerich. „Ich hoffe, Sie sind ein Freund unserer Sache", sagt der Konsul nach dem ersten Drink und stellt sein Glas auf das Tischchen zurück. „Dr. Baier erzählte mir von Ihnen. Ich weiß auch ungefähr, weshalb Sie hier sind. Sie können ganz offen sein. Dr. Baier und ich ziehen am gleichen Strang."
„Ich verstehe nicht ganz, worauf Sie hinauswollen, Exzellenz." – „So? Dr. Baier stellte es mir so dar, als ob Sie es verstehen würden. Was führt Sie nach Innsbruck, München, Wien?"
„Eine private Reise, Exzellenz. Verspätete Sommerferien. Wo ist Dr. Baier?"
„Sprechen wir erst mal von Ihnen. Sie verwenden große Mühe darauf, Dr. Baier zu finden. Ich würde Ihnen empfehlen, die Wahrheit zu sagen. Wer schickt Sie?" Das Auto fällt Kuno ein, das im Dunkeln auf der Straße steht und in dem er wartende Männer gesehen zu haben glaubt. „Ich möchte meinen alten Freund wiedersehen, das ist alles."
„Sie arbeiten für den italienischen Geheimdienst, mein Herr." Dr. Kuno staunt, dann lacht er. „Das ist Unsinn. Baier kennt mich."
„Er hat Sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen. Mit wem haben Sie in München telefoniert?"
„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Beamter im Innenministerium in Bonn bin."
„Darf ich Ihnen eingießen? Haben Sie eine schriftliche Vollmacht bei sich?"
„Eine Vollmacht wofür? Dafür, daß ich meinen Freund sehen darf?"
„Was denken Sie über Südtirol?"
„Wir beschäftigen uns im Innenministerium mit den Aufgaben der Polizei, mit der Überwachung linksradikaler Kreise, mit Angelegenheiten des Verfassungsschutzes und dergleichen. Über Südtirol habe ich höchstens eine private Meinung. Ich habe mich mit dieser Frage



nicht so sehr beschäftigt, sie gehört nicht zu meinem Arbeitsgebiet. Würden Sie mir bitte endlich sagen, wo Dr. Baier ist?"
„Ich bedauere. Er ist nicht in Wien."
„Würden Sie bitte so freundlich sein und mir ein Taxi bestellen?"
Der Konsul erhebt sich. Er geht zum Telefon. Eine halbe Stunde später ist Dr. Kuno im Hotel. Das Auto, das im Dunkeln vor dem Haus des Konsuls steht, folgt dem Taxi bis zum Hotel. Natürlich ist Dr. Kuno aufgeregt. Er ist da in eine schöne Geschichte hineingeraten. Man hätte ihn besser aufklären können. Von seinem Zimmer aus läßt er am nächsten Morgen eine telefonische Verbindung mit Bonn herstellen. „Es gibt Schwierigkeiten", sagt er. „Baier ist nicht in Wien. Mir scheint, ich werde hier beobachtet. Was soll ich tun?"
„Sie müssen unter allen Umständen Baier erreichen. Tun Sie, was Sie können. Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden. Fahnden Sie weiter und richten Sie ihm aus, was ich Ihnen gesagt habe. Sie bekommen von uns jede Deckung."
Dann telefoniert Kuno mit Innsbruck. Edith ist am Apparat. „Wo ist er?" fragt Kuno. „Ich muß ihn unbedingt sprechen."
„Er hat hier angerufen", lautet die Antwort. „Du möchtest in drei Tagen, am 19. Oktober, in Trient sein, im Hotel. Dort erwartet dich Norbert. Kommst du auf dem Rückweg noch einmal hier vorbei? Ich möchte dich wiedersehen."
„Ich mache dir einen Vorschlag. Ich komme jetzt nach Innsbruck. Besorg mir ein Quartier. Wir können zwei bis drei Tage zusammenbleiben. Findest du den Vorschlag sympathisch?"
„Den Vorschlag und dich. Addio. Auf bald."
Es kommen zwei schöne Tage mit Edith; sie machen Spaziergänge und Erkundungsfahrten nach Innsbruck und setzen die Erkundungen abends in der Nachtbar fort. Am zweiten Abend setzt sich ein älterer, völlig weißhaariger Herr zu ihnen, der ebenso steif in seiner Körperhaltung ist wie in seinen Reden und von Edith mit einer gewissen Beflissenheit vorgestellt wird: „Das ist Herr Rudolf, unser General, und das ist Dr. Kuno, ein guter Freund von Dr. Baier."
Kuno spitzt die Ohren: ‚Unser General', das klingt ja verheißungsvoll. Der alte Herr knüpft sofort an Kunos Freundschaft mit Baier an, erkundigt sich teilnahmsvoll nach dieser Gemeinsamkeit. Dabei erwähnt Edith, daß Kuno morgen mit Baier in Trient verabredet ist.
„Da fällt mir etwas ein", sagt der alte Herr, räuspert sich und betrachtet sinnend den jungen bundesdeutschen Referenten. „Fahren Sie mit einem Wagen nach Trient oder mit der Bahn?" Es stellt sich heraus, daß Kuno mit der Bahn fahren will. „Das wäre ja gelacht", sagt der alte Herr, „wenn wir nicht einem guten Freund von Dr. Baier die Gefälligkeit erweisen würden, ihm einen Wagen zur Verfügung zu stellen. Das würde auch den Vorteil bieten, daß Dr. Baier in demselben Wagen mit Ihnen zusammen zurückkehren kann. Sie haben einen Cadillac mit bundesdeutscher Nummer zur Verfügung sowie einen livrierten Chauffeur."
Die Verabredung wird organisiert, dann erhebt sich der General, entschuldigt sich wegen dringender Geschäfte, stelzt davon.
„Was ist das für ein General?" fragt Kuno seine klug lächelnde Partnerin.
„Es ist der ehemalige Generalstabschef eines Armeekorps der deutschen Wehrmacht, ein Freund von Dr. Baier. Du siehst, wie das ist: Du brauchst nur zu sagen, du bist ein Freund von Dr. Baier, und schon liegt dir alles zu Füßen."
„Tscha", sagt Kuno nachdenklich, „das ist wirklich erstaunlich. Aber hat Baier keinen eigenen Wagen? Warum muß man ihm einen Wagen nach Trient schicken?" Sie lächelt. Sie sagt leise: „Es ist ja sein Wagen."
„Sein Wagen? Warum hat er den Wagen nicht nach Trient mitgenommen?"
„Liebster, denk doch mal nach. Merkst du immer noch nichts? Die Karabinieri kennen Baiers Wagen, sie suchen Baier. Wir hatten noch keine Zeit, Farbe und Nummernschild zu ändern." Pause. Kopfschütteln auf KunosSeite. „Na und? Wenn ich in Baiers Wagen sitze, was werden sie sagen?"
„Der Wagen bekommt eine bundesdeutsche Nummer. Bis morgen früh ist das geregelt, ich kenne doch den General. Sie werden sagen: Es sitzt ein deutscher Ministerialbeamter in einem deutschen Wagen, das kann nicht Baiers Wagen sein." – „Und wie wird Norbert in dem Wagen zurückkehren?"
„Neben dir. Sie kennen nicht sein Gesicht. Sie kennen nur seinen Wagen."
„Woher wißt ihr das?"
„Wir haben jemanden bei der italienischen Polizei. Aber laß dir das besser von Dr. Baier erzählen."
„Was macht Baier überhaupt in Trient? Warum fährt er hinüber, wenn sie ihn suchen?"
„Bei uns wird mit hohem Einsatz gespielt, das wirst du noch sehen."
Am nächsten Vormittag, in einem blauen Cadillac mit bundesdeutscher Polizeinummer sitzend, hinter einem Chauffeur, dessen „Livree" in einer Schirmmütze besteht, passiert Kuno die italienische Grenze am Brenner. Die Karabinieri, nach der Besichtigung von Kunos Reisepaß, salutieren; der Zollbeamte hat einen flüchtigen Blick in den Kofferraum geworfen. Im Strom der Autos aus Westdeutschland und Österreich, die Touristen nach Italien bringen, fährt auch ein grauer Ford aus Köln mit vier jungen Männern. Kurz hinter der Grenze, auf der Autostraße hoch über den Bergen, überholt der graue Ford Baiers Wagen, dabei schiebt sich aus dem heruntergekurbelten Fenster ein großes, pferdeartig lang gezogenes Gesicht, dessen Eigentümer, ein junger Mann, dem Chauffeur mit der Schirmmütze einen Gruß zuwinkt.
„Wer war das?" fragt Kuno.
„Ein Bekannter Dr. Baiers", lautet die Antwort. „Wie das so ist. Wir sind eine große Familie." Mehr ist aus dem Mann nicht herauszuholen. Aber Dr. Kuno merkt schon, in was für eine Fa-

milie er hineingeraten ist. Er hofft, daß Baier ihm darüber Genaueres sagen wird.
Zu seiner Überraschung stellt Kuno in Trient, fest, daß ein Zimmer für ihn reserviert ist. Jemand, der seinen Namen nicht nannte, hat dem Pförtner die Botschaft für Kuno hinterlassen, daß er um fünf Uhr nachmittags wieder da sein wird. Bis dahin spaziert Kuno durch die Stadt. Baiers Chauffeur hat mit Mitgliedern der „großen Familie" zu tun, er hat um Entschuldigung gebeten und ist fortgegangen. Vor dem Bahnhof, auf einem großen Platz, glaubt Kuno, den grauen Ford zu sehen, der ihn hinter dem Brenner überholte. Es kann aber auch ein Irrtum sein. Jedenfalls findet er es angenehm, allein herumwandern zu können.
Um fünf Uhr nachmittags geht er vor dem Hotel auf und ab. Etwas nervös. Wie mag Baier jetzt aussehen? Hat er sich verändert? Wird Kuno noch mit ihm reden können wie früher? Werden sich diese Tage, in denen er Baier nachjagte, gelohnt haben, oder wird es Enttäuschungen geben? Schließlich wartet der Chef in Bonn auf gute Nachrichten, es wird jetzt ernst; von Trient aus geht es zurück nach Bonn, in den Dienst.
Da kommt Baier gerade um die Ecke. Er lacht herzlich und jungenhaft, er winkt schon von weitem, er sieht aus wie früher. Eigentlich möchte Kuno auf ihn zugehen und ihn umarmen, aber der junge Mann mit dem Pferdegesicht ist neben Baier, er überragt Baier um einen Kopf; tatsächlich, Baier tut Kuno das an, ein Mitglied der „großen Familie" mitzubringen und Kuno vorzustellen: „Das ist Walter Kienesberger, mein bester Student, und das ist Günther Kuno, mein bester Freund. Du, Günther, entschuldige mich einen Augenblick, ich habe mit Kienesberger was zu besprechen, ich bin gleich frei, fünf Minuten." Und Kuno sieht, wie die beiden auf den blauen Cadillac zugehen, Baier schließt ihn auf, sie klappen den hinteren Sitz hoch. Jetzt erst merkt Kuno, daß der graue Ford herangefahren ist und neben dem blauen Cadillac steht, sie überführen Pakete aus den Sitzen des Cadillac in die Sitze des Ford, und ab rauscht Kienesberger, mit einer nonchalanten Grußgeste in Richtung auf den wartenden Kuno.
„Es ist sehr schwer, dich zu erreichen, du bist nahezu unerreichbar", sagt Kuno, während sie ins Hotel hineingehen. Sie finden einen stillen Winkel im Hotelrestaurant, bestellen einen Begrüßungs-Kognak und Kaffee, eine Flasche Wein. „Es sind jetzt schwere Tage für mich", sagt Baier. „Ich habe viel an dich gedacht. Ich hatte schon vor, zu dir nach Bonn zu kommen. In gewissem Maße brauche ich dich. Weißt du, es ist so. Wir sind hier eine große Familie." — „Das habe ich schon gehört. Aber es wäre mir wertvoll, zu erfahren, was ihr für eine Familie seid. Was habt ihr eben von einem Auto ins andere umgeladen?"
Baier rückt näher heran. Er rückt so nah heran, wie man in einem Restaurant an einen Freund heranrücken kann. Er sagt so leise wie möglich, so leise, daß es Kuno gerade noch hört: „Sprengstoff."
„Was? Was sagst du da?"
Ruhig wiederholt Baier: „Sprengstoff. Ja, du hörst richtig. Ammongelit in Stäben, zehn Kilo insgesamt."
Kuno verschluckt sich. Er muß erst mal überlegen. Er starrt vor sich hin, von Baier beobachtet. „So", sagt er wie im Traum, wie zu sich selbst, „das war also alles schön vorbereitet. Deine Sekretärin wußte es, und der General wußte es, und deshalb hast du mich nach Trient bestellt, damit ich euer Zeugs da in Stäben herüberschmuggele, weil ich für die Italiener ein westdeutscher Regierungsbeamter bin und sie keinen Anlaß haben, meinen Wagen ernsthaft zu durchsuchen. Hast du auch an den Riesenskandal gedacht, wenn das herausgekommen wäre? Westdeutscher Regierungsbeamter schmuggelt Sprengstoff nach Italien?"
Baier legt seine Hand auf den Arm Kunos. „Was wäre schon dabei. Ein Skandal mehr oder weniger in der Südtirolfrage, das spielt keine Rolle. Wir sind sogar nicht uninteressiert an Skandalen. Für dich wäre immer gesorgt. Der Minister würde sich zum Schein von dir distanzieren und dich aus dem Dienst entlassen, dir aber gleichzeitig irgendwo einen einträglichen Posten als Generaldirektor oder etwas ähnliches verschaffen. Wir lassen dich niemals fallen."
„Wir? Meinst du die ‚Familie'? Was hat der Minister damit zu tun?"
„Ich kenne deinen Chef besser als du. Er war mal bei mir Gasthörer. Er hat meine Vorlesungen besucht und war in meiner Sprechstunde. Wir haben uns lange unterhalten."
„Er würde es billigen, daß ich dieses Zeugs da herübergeschmuggelt habe?"
„Zweifellos."
„Und sage mir bitte: Wenn hier so positive Meinungen bestehen über meinen Chef, warum hält mich Konsul Emmerich in Wien für einen italienischen Agenten?" Und er erzählt, was er in Wien erlebt hat. Baier lacht. Lachend sagt er: „Der alte Emmerich ist mißtrauisch, und daß muß so sein. Durch seine Hände gehen Millionenbeträge für den BAS, er ist der Finanzsachverständige des BAS, so wie Rudolf der militärische Sachverständige des BAS ist." — „BAS, BAS, was ist BAS?"
„Befreiungsausschuß Südtirol, die große Familie. Gerade einen Tag, bevor du nach Wien kamst, habe ich mich als Kurier betätigt und eigenhändig eine halbe Million Mark vom Kulturwerk Südtirol in München abgeholt und Konsul Emmerich nach Wien gebracht. Die Italiener suchen mich, aber sie kennen vorläufig mein Gesicht noch nicht, das wissen wir von unserem Gewährsmann. Der Konsul macht sich Sorgen um mich, und da du so angestrengt auf meiner Fährte warst, kam er auf komische Gedanken."
Kuno atmet auf. Er klingt wie ein Seufzer. „So ist das also. Ich verstehe jetzt manches besser. Aber es gibt da noch eine Frage. Was geht meinen Chef Südtirol an? Darum sollen sich andere kümmern, der Außenminister zum Beispiel."

Fortsetzung auf Seite 78

Grenzmatrosen stehen nicht allein



Hoch oben auf dem Beobachtungsturm. Nur selten kommt bei der stürmischen See ein Schiff in Sicht. Aber Matrose Thiel nimmt immer wieder das Glas an die Augen.

Unsere Mitarbeiter Oberstleutnant Rolf Dressel (Text) und Major Ernst Gebauer (Foto) nahmen an einer grenztaktischen Übung teil.

Grenzmatrosen stehen nicht allein

Metertief in der Erde, doch der Blick des Funkmeßgasten an der Station reicht meilenweit auf das Meer hinaus.



Im Gefechtsstand des Bataillons Bliesner der Grenzbrigade Küste läutet das Telefon.

„Kurz nach 18 Uhr ist im Waldgebiet südlich von N. ein Hubschrauber gelandet, hat Personen abgesetzt und ist wieder gestartet . . ."

Der Diensthabende sieht zur Uhr. 18 Uhr 24. Er verständigt den Kommandeur.

Wenig später wird es im Stab lebendig. Die Alarmsirene heult. Telefongespräche, Fernschreiben, Funksprüche. An die Grenzkompanien, an die Küstenbeobachtungsstellen, an die Grenzboote auf See und im Stützpunkt. Befehle, Rückfragen, Meldungen.

Stabsmatrose Grimm, diensthabender Aufnahmegast in der Auswertezentrale, schaltet den Fernschreiber ein. Das Gerät rasselt. Die Finger flitzen über die Tasten. Zum Brigadestab, zur Grenzbooteinheit, zum Nachbarbataillon und zum Stab der Volksmarine geht gleichzeitig der Spruch:

„Meldung von Stella – 1000 m landeinwärts von Orientierungspunkt 434 um 18.00 Uhr Hubschrauber gelandet . . ."

Eine grenztaktische Übung hat begonnen, eine Übung jener Genossen, die darüber wachen, daß von der Ostsee her kein Feind unbemerkt in unsere Republik eindringen kann.

Der „Gegner" hat eine Diversantengruppe abgesetzt. Stärke, Absicht, Bewegungsrichtung? Der Kommandeur schickt einen Aufklärungstrupp los. Sicherungskräfte bilden um den Landeplatz im Radius von etwa 10 km mehrere Sperriegel. Suchgruppen durchkämmen Wälder, Strand, Felder und Ortschaften. Zusätzliche Posten ziehen an der Küste und am Boddenufer auf, um eine Ablandung des „Gegners" bzw. seine etwaige Unterstützung von See her zu unterbinden.

Der Kommandeur setzt alle verfügbaren Kräfte und Mittel ein, um den eingedrungenen „Gegner" binnen kürzester Frist unschädlich zu machen. Und das alles ohne Schwächung der auch sonst

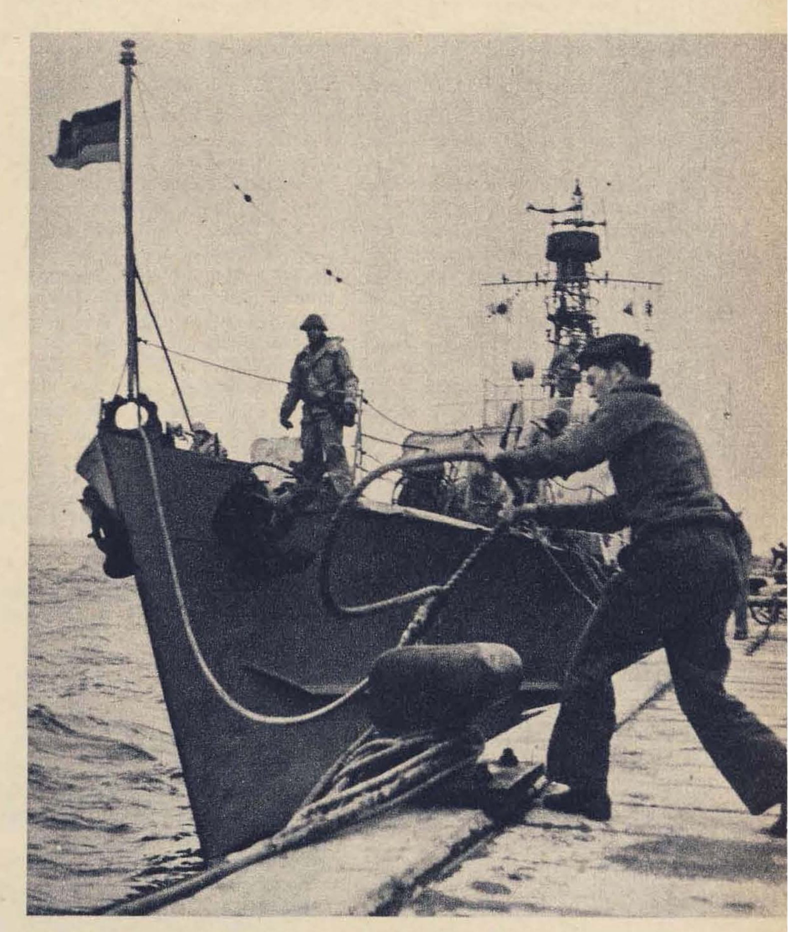
üblichen Beobachtung und Sicherung des Küstenabschnittes.
Um es gleich vorweg zu sagen: Schon am nächsten Morgen ist ein weites Gebiet abgesucht. Der Ring um den „Gegner“ zieht sich enger zusammen. In den Nachmittagsstunden werden in einem unübersichtlichen Waldgebiet zwei Diversanten aus ihrem Versteck geholt, am Morgen darauf zwei weitere. Damit ist die Diversantengruppe aufgerieben. Das Bataillon hat seine Aufgabe gelöst.
Die Chancen des Gegners, von der Ostsee her in unsere Republik einzudringen, sind äußerst gering. Warum? Darauf versuchen wir im Verlaufe der Übung eine Antwort zu finden.



Der „Gegner“ hat eine Sicherungskette durchbrochen. Die Sicherung verstärken? „Ja, durch höhere Wachsamkeit!“ entscheidet der Kommandeur (Mitte) bei der Lagebesprechung.

■

Stabsmatrose Hans-Joachim Grimm, der in der Auswertezentrale an Telefon, Wechselsprechanlage und Fernschreiber tüchtig zu tun hat, ist gewissermaßen der Mann an der Quelle. Unmittelbar von den Beobachtungstürmen, Funkmeßstationen und Vorpostenbooten, aus erster Hand also, empfängt er die Beobachtungsmeldungen. Er ist also ständig informiert, was im See- und Luftraum des Küstenabschnittes vor sich geht. Was empfand er, als er von den Diversanten erfuhr?
„Das war für mich eine Meldung wie jede andere. Ich kann keinen Unterschied machen zwischen der normalen täglichen Arbeit und der Übung. Für mich trägt jede Meldung Gefechtscharakter. Ich muß sie schnell und genau mitschreiben und weitergeben.“
Und falls sich statt einer kleinen Gruppe Diversanten einmal stärkere gegnerische Kräfte der Küste nähern würden?
„Dann käme es erst recht darauf an, schnell und präzise zu arbeiten. Davon hängen die Entscheidungen der Kommandeure ab. Wir besitzen ein gut funktionierendes Beobachtungs- und Nachrichtensystem. In wenigen Minuten



Grenzboot seeklar! Leinen los! Die Patrouillenfahrt beginnt.

Elemente der Grenzsicherung (vereinfachte schematische Darstellung)

Zeichnung: Erwin Els



1. Vorpostenboot, 2. Küstenbeobachtungsstation, 3. Beobachtungsturm, 4. Scheinwerfer, 5. Grenzposten, 6. u. 7. Grenzhelfer aus der Bevölkerung, 8. Leuchtturm

können die Stäbe Gegenmaßnahmen ergreifen."

■

Am Strand in der Nähe von D., viele Kilometer vom Bataillonsstab entfernt. Eine Suchgruppe soll hier vorbeikommen. Der Sturm peitscht das Meer. Woge auf Woge braust heran. Windstärke 7, Seegang 5. Wir halten die Mützen fest.
Auf den Dünen kommen die Genossen heran, zur Suchformation breit auseinandergezogen. Matrosen aus mehreren Kompanien, die sonst am Strand Posten laufen oder auf B.-Türmen stehen. Wir begleiten sie ein Stück. Der Dünensand knirscht unter den Füßen. Es ist schwer, hier zu gehen. Und die Genossen haben bereits viele Quadratkilometer Gelände systematisch durchkämmt.
Bei einer kurzen Rast fragen wir den Obermatrosen Henoch, ob er sich nicht einsam und verlassen fühlt, wenn relativ geringe Kräfte einen großen Küstenabschnitt zu sichern haben. Er hatte darüber bis jetzt noch nicht gründlich nachgedacht, gesteht er ein . . .
„. . . aber wenn wir hier mit wenigen Kräften allein stehen, dann nur kurze Zeit. Wenn etwas ist, melden wir es sofort zur Kompanie. Von dort werden dann schnell weitere Kräfte angefordert. Woher? Na, vom Kommando der Volksmarine, von den Mot.-Schützen aus Rostock. Und die sowjetischen und polnischen Genossen sind schließlich auch noch da."

■

Ein Beobachtungsturm an der Küste, die hier acht bis zehn Meter hoch steil aufragt. Durch das Stahlgerüst und die Haltetaue pfeift der Wind. Wir klettern hinauf. 49 Sprossen. Die Lungen keuchen, als wir oben sind. Unter uns das Meer, der Strand, die weißschäumende Brandung.
Am Glas steht Matrose Gundolf Thiel, FDJ-Mitglied, diensthabender Signalgast der besten Küstenbeobachtungsstelle der Brigade. Seine Augen suchen die bewegte See ab. Fühlt er sich hier oben auf einsamem Posten?
„Einsam schon, aber das hat nichts mit Angst zu tun. Eine gewisse Angst hatte ich, als ich neu hier war und unser kleines Häuflein sah. So geht es fast allen Neuen. Aber die Angst verschwindet, je besser man das System unserer Küstensicherung kennenlernt. Uns ist klar, daß der Gegner zuerst die Führungsstellen, also auch uns angreifen würde. Unsere Aufgabe ist es dann, eine Anlandung des Gegners zu verhindern oder mindestens so lange wie möglich hinauszuzögern. Aber wir brauchten in diesem Falle nicht lange allein zu kämpfen. Es würden schnell stärkere Kräfte hier sein, die uns unterstützen."



Starke Betonwände metertief unter der Erde. Kein Sonnenstrahl dringt hier herein. Wir befinden uns in einem Funk-

Eiserne Nerven besitzt Stabsmatrose Grimm, der „Mann an der Quelle". Sorgfältig registriert er alle Beobachtungsmeldungen aus dem Bataillonsabschnitt.





Eine Landzunge ist abgeriegelt. Matrose Randel beobachtet. Der „Gegner" darf nicht durchkommen!

meßbunker. Nur über Telefon und Sichtgerät ist der diensthabende Funkmeßgast mit der Außenwelt verbunden.
Am Sichtgerät sitzt Obermatrose Ulrich Siebecke. Im Stellenplan ist er als E.-Mechaniker eingetragen, aber er hat sich in zweiter Funktion zum Funkmeßgasten qualifiziert. Seit kurzem trägt er neben dem Bestenabzeichen auch das Klassifizierungsabzeichen der Stufe II.
„Für uns ist es wichtig, daß wir möglichst viele Ziele gleichzeitig mitführen und regelmäßig an die Auswertezentrale melden können. Ich schaffe jetzt ungefähr zehn Ziele. Da habe ich vollauf zu tun. Die Arbeit am Gerät strengt an, vor allem nervlich, wenn man stundenlang hier sitzt. Man muß sich stark konzentrieren, wenn man jedes Ziel exakt mitführen will. Wer nervös wird, arbeitet ungenau. Das darf nicht passieren. Eine unrichtige Meldung kann falsche Entschlüsse der Vorgesetzten zur Folge haben. Wir tragen also große Verantwortung. Aber je besser man die Station beherrscht, desto sicherer wird man bei der Arbeit. Deshalb bilden wir uns ständig weiter."

Vier Genossen aus verschiedenen Einheiten. Sie kennen ihre große Verantwortung für die Sicherung der Staatsgrenze unserer Republik. Deshalb ringen sie täglich darum, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zu erhöhen. Das hohe Können der Blaublusen, ihr Bewußtsein, daß sie nicht allein stehen, und ihre sorgfältige Pflichterfüllung geben uns die Gewißheit, daß es keinem Feind gelingen wird, unbemerkt die Seegrenzen unserer Republik zu durchbrechen.

Die stürmischen Fortschritte auf zahlreichen Gebieten von Wissenschaft und Technik lassen uns mitunter vergessen, daß viele der dabei in Angriff genommenen Entwicklungen vor wenigen Jahren oder Jahrzehnten noch nicht einmal in den Ansatzpunkten ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Bedeutung zu erkennen waren. In besonderem Maße gilt das für das Gebiet der wissenschaftlichen Raumfahrt, der Astronautik. Wenn heute aufsehenerregende Nachrichten über kühne Raumflugunternehmen durch die Welt eilen, so sollte man sich von Zeit zu Zeit daran erinnern, daß kaum mehr als fünf Jahrzehnte verstrichen sind, seit die ersten Grundlagen für derartige epochemachende Projekte erarbeitet wurden. Und noch mehr ist dabei die Tatsache zu beachten, daß die Entwicklung auf diesem Wege in einem ganz entscheidenden Ausmaß von den Menschen eines Landes mitbestimmt und zu einem großen Teil sogar vorgezeichnet wurde, das vor eben diesen fünf Jahrzehnten zu den technisch-industriell rückständigsten Ländern der Erde zählte.

Mit dem Signal der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution fiel sozusagen auch der Startschuß zu diesem geradezu phantastischen Höhenflug des technisch-wissenschaftlichen Fortschritts. Die heutigen praktischen Experimente zur wissenschaftlichen Erschließung des kosmischen Raumes mit Hilfe der Raumflugtechnik, fußen in der Sowjetunion auf einer eigenen Tradition, zu der sowohl russische Militär-Raketentechniker (A. D. Sasjadko, K. I. Konstantinow) als auch vor allem russische Wissenschaftler des 19. (N. I. Kibaltschitsch, I. W. Meschtscherski) und des beginnenden 20. Jahrhunderts (K. E. Ziolkowski, F. A. Zander) beigetragen haben. In erster Linie war es die von Ziolkowski und Zander – unabhängig von anderen europäischen Wissenschaftlern – in genialer Einsicht vollzogene Verknüpfung zwischen einer grundlegend neu erarbeiteten Raketentechnik und der Idee des Raumfahrtgedankens, der die ersten Ansätze für die gesamte Entwicklung der modernen Raketen- und Raumflugtechnik zu verdanken sind. Von ihnen wurden fast alle elementaren Prinzipien der modernen Raketenpraxis entwickelt und die heute in Angriff genommenen Wege der wissenschaftlichen Erschließung des kosmischen Raumes vorausgesehen. Es ist eine in aller Welt gewürdigte Tatsache, daß im Kreis der Pioniere des Raumfahrtgedankens K. E. Ziolkowski seinen ausländischen Kollegen in vieler Hinsicht um mehr als ein Jahrzehnt voraus war. Der Start des ersten künstlichen Erdsatelliten Sputnik 1, am 4. Oktober 1957, war die glanzvolle Bestätigung der epochemachenden Arbeiten des großen Raketen- und Raumfahrtpioniers Konstantin Eduardowitsch Ziolkowski.

Die ersten exakten Grundlagen der Astronautik, die auch der Raketentechnik ihr neues Gesicht gaben, schuf Ziolkowski in mühevoller theoretischer Kleinarbeit etwa im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. In seiner 1903 in der Zeitschrift „Wissenschaftliche Rundschau" veröffentlichten Arbeit „Erforschung des Weltraums mittels Rückstoßapparaten" gab er unter anderem auch zum erstenmal die seitdem klassische Grundformel für die Berechnung der idealen Brennschlußgeschwindigkeit einer Rakete an. Besonders bemerkenswert an seinen Arbeiten ist die Tatsache, daß er schon von Anfang an seine raketentechnischen Überlegungen auf dem damals noch völlig neuen Prinzip der Verwendung flüssiger Treibstoffe aufbaute. Seine ersten Entwürfe enthalten schließlich auch noch eine ganze Reihe von Grundideen, die sich in der Folgezeit als elementare konstruktive Prinzipien für den Bau von Flüssigkeitstriebwerken erwiesen. So schlug er u. a. die Pumpenförderung für die flüssigen Treibstoffe vor, erfand das Prinzip der Regenerativkühlung der Brennkammer durch eine der Treibstoffkomponenten, erkannte die Möglichkeit der Lenkung von Raketen im leeren Raum durch im Antriebsstrahl arbeitende Strahlruder und wies auf die Verwendung von Kreiseln als Kernstücke der Steuerungsanlagen für Raketen und Raumflugkörper hin. Von der Fülle der Ideen Ziolkowskis vermag der Hinweis eine Vorstellung zu geben, daß er während seiner 40jährigen wissenschaftlichen Tätigkeit insgesamt etwa 580 Arbeiten schrieb, von denen allein etwa 450 auf die Zeit nach der Oktoberrevolution bis zu seinem Tode im Jahre 1935 entfielen.

Die Forschungen Ziolkowskis bildeten in der Sowjetunion die Grundlage für die Tätigkeit einer ganzen Generation von Schülern und begeisterten Anhängern. Es ist dabei unmöglich, auf beschränktem Raum alle Einzelheiten des weiteren Weges darzustellen. Zu den frühesten Anhängern Ziolkowskis zählten Tichomirow, Petropawlowski, Zander und Kondratjuk. Auf das schöpferische Wirken der beiden Erstgenannten gehen im übrigen auch die Grundlagen zurück, nach denen später die sowjetischen Raketenwerfer des zweiten Weltkrieges entwickelt wurden.

Die Idee der Anwendung des Raketenantriebs für den Raumflug wurde besonders von Zander und Kondratjuk weiter verfolgt. Die Arbeiten Zanders gehen dabei bis auf das Jahr 1910 zurück. 1930 erprobte er das erste Versuchstriebwerk OR-1 auf einem kleinen Prüfstand. Dieses Flüssigkeitstriebwerk sollte der Ausgangspunkt für die Entwicklung eines Flugzeug-Raketentriebwerkes sein. Nach langwierigen Versuchsarbeiten konnte schließlich am 28. Februar 1940 auf einem Flugplatz bei Moskau das in ein

10 JAHRE SOWJETISCHE RAUMFAHRT

Den Sternen entgegen

HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

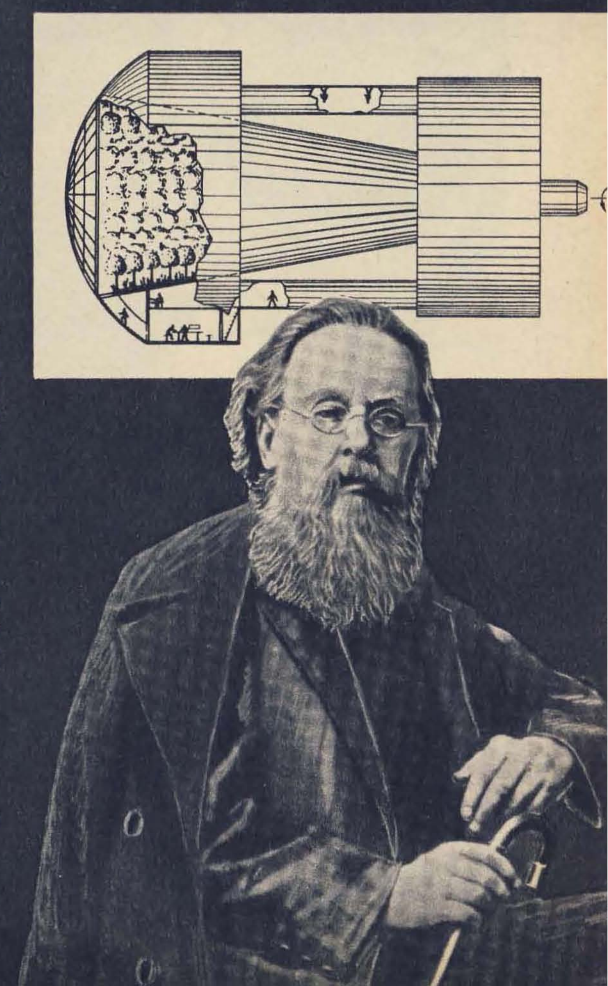
Segelflugzeug eingebaute Triebwerk erfolgreich erprobt werden.

Neben der technischen Entwicklung auf dem Sektor der Raketenpraxis wurde auch die allgemeine Verbreitung des Wissens um Raketentechnik und Raumfahrt angestrebt. Schon 1924 bildete sich eine Organisation zur Untersuchung des Raumfahrtproblems, und 1927 fand in Moskau bereits die erste internationale Ausstellung für Raumfahrt statt. Ab 1928 erschien ein mehrbändiges Sammelwerk über Raketentechnik und Weltraumfahrt von N. Rynin, und 1929 veröffentlichte W. P. Gluschko seine ersten Arbeiten über Flüssigkeitstriebwerke. Bei seinen Prüfstandversuchen arbeitete Gluschko schon mit verschiedenen Oxydatoren (Flüssigsauerstoff, Stickstoffdioxyd, Salpetersäure) und Brennstoffen (Benzin, Toluol). 1931 kam es dann in Moskau und anderen größeren Städten der Sowjetunion im Rahmen des Verbandes „Ossoaviachim" zur Gründung der „Gruppe zum Studium der Rückstoßbewegung" (russ. Abk. GIRD), der sich neben den schon bewährten Schülern Ziolkowskis zahlreiche andere begabte und begeisterte Techniker, Wissenschaftler und Enthusiasten anschlossen. Aus dieser Gruppe gingen im wesentlichen die Kräfte hervor, die später zu den glänzenden Erfolgen der sowjetischen Raumfahrtforschung entscheidend beitrugen. In dieser Arbeitsgruppe entwickelte M. K. Tichonrawow einige Typen von Flüssigkeitsraketen für Zwecke der Höhenforschung. Unter seiner Leitung gelang am 17. August 1933 der Start der ersten sowjetischen Flüssigkeitsrakete, die bei 2,5 m Länge (Durchmesser 0,16 m) und 20 kg Startmasse mit einer Nutzmasse von 5 kg eine Gipfelhöhe von 4,5 km erreichte. Zwei Jahre später stieg eine andere sowjetische Rakete schon bis in eine Höhe von 12 km auf.

Die in der GIRD begonnenen und in zäher Beharrlichkeit weitergeführten Arbeiten der Schüler Ziolkowskis bildeten zweifellos die tragenden Elemente der weitgespannten Brücke zu den epochemachenden selbständigen Leistungen, mit denen die sowjetische Raumflugtechnik seit dem 4. Oktober 1957 die Welt immer wieder in Atem hält. Aus ihren Reihen ging nicht zuletzt auch Sergei Pawlowitsch Koroljow (1906–1966) hervor, der als Chefkonstrukteur nach 1945 die Kollektive leitete, von denen die großen Trägerraketen und Raumflugkörper entwickelt wurden, die der Sowjetwissenschaft die Position einer Vorhut beim Aufbruch in das Raumfahrtzeitalter verschafften. In unserem nächsten Beitrag beschäftigen wir uns mit den ersten Früchten der praktischen Raumfahrt.

Zeichnung: Urbschat, Montage: Räde

K. E. Ziolkowski, der Begründer der wissenschaftlichen Raumfahrt und sein Entwurf eines bemannten Großsatelliten, in dem das Klima geregelt und die Schwerkraft durch Fliehkraftandruck ersetzt werden sollte.







DDR UNSER VATERLAND

Aus unserer Garnisonstadt

Stahnsdorf? An der Bräke? Nennt man das benachbarte Teltow, werden sich viele Leser der vielgerühmten Rübchen oder des Geräte- und Reglerwerkes erinnern. Doch Stahnsdorf an der Bräke?

Südwestlich der DDR-Hauptstadt Berlin, 10 Kilometer von Potsdam entfernt, ist dieser Ort gelegen. Bis um die Jahrhundertwende war Stahnsdorf ein abgeschiedenes Dorf. Die Chronik meldet, daß es einst zwei Stahnsdörfer gab, ein deutsches und ein slawisches. Später verschmolzen beide, und aus dem Deutsch-Stanesdorp und dem Wendisch-Stahnsdorf wurde Stahnsdorf, heute mit einem Halbleiterwerk, einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft und mehreren des Handwerks, einer Tagesoberschule, von der noch zu reden sein wird, und 6407 amtlich beim Bürgermeister registrierten Einwohnern, über die und über die hinaus auch zu reden ist. Denn in Wahrheit zählt Stahnsdorf heute weit mehr Einwohner, und das ist ein Kapitel, das am treffendsten überschrieben ist: Wiederum leben Deutsche und Slawen in Stahnsdorf, und nicht nur nebeneinander, sondern miteinander ...

Woran erkennt man wohl zu allererst eine Garnisonstadt? An den Uniformen? Pustekuchen!

Es war an einem sonnigen Werktagmorgen, an dem wir wie üblich zahlreiche Schüler, doch keine einzige Schulmappe gesehen hatten. Als wir vor der Tagesoberschule ankamen, trabte gerade im Dauerlauf eine wohlgeordnete Gruppe junger Männer in rot-gelber Sportkleidung vorbei, und hast Du nicht gesehen, war sie von einem begeisterten, mitlaufenden Haufen 7–8jähriger umgeben, so daß der kommandierende „Hauptfeldwebel" die Formation nur durch das Kommando „Tempo erhöhen!" retten konnte.

Wenig später entdeckten wir in einem kleinen Geschäft einige russische Steh-auf-Puppen und Matrjoschkas. Ihrem Lächeln nach fühlten sie sich zwischen Bierschinken und Vollbier und sauren Drops recht wohl. „Die Puppen haben uns sowjetische Freunde geschenkt", sagte die Verkäuferin des kleinen Lebensmittelladens.

So hatten wir an diesem Morgen noch keine Uniform gesehen und waren doch darauf gestoßen worden, daß zu den 6407 offiziell registrierten Stahnsdorfern noch zahlreiche sowjetische und deutsche hinzukommen ...

Die Schulmappen also waren zu Haus geblieben, aber es war kein hitzefreier Tag, es war Kindertag. Zwischen Pferdeschwänzen und Mädchen mit langem aufgelöstem Haar leuchteten auch große weiße Schleifen. Zum Internationalen Kindertag ein internationales Sportfest! Die sowjetischen Pioniere waren nicht kühl empfangen worden, aber es hatte auch kein großes Hallo gegeben. Befragt, hätten die deutschen Schüler sicherlich verwundert zurückgefragt: „Was ist daran denn Besonderes?"

Ja, was ist schon daran für sie Besonderes! Da hatte am 21. November der Russisch-Klub der Schule den Namen „Wladimir Markow" verliehen bekommen, von einem sowjetischen Oberst und mit Zustimmung der Mutter dieses „Helden der Sowjetunion", der als Panzerkommandant an der Befreiung Stahnsdorfs beteiligt war. Und Offiziere der deutschen und sowjetischen Einheiten aus Stahnsdorf, die sich aus Besprechungen und Freundschaftstreffen, vom Übungsgelände und vom Sportplatz kannten, waren an diesem Tag Gast der Schule gewesen.

Da werden die neuen Mitglieder der FDJ und des Komsomol feierlich auf gemeinsamen Veranstaltungen aufgenommen, und da wird auch zur Zeit ein gemeinsames Kulturprogramm zur Feier der Oktoberrevolution einstudiert. Erst kürzlich hatten zahlreiche Gäste eine Vietnamveranstaltung mit einem gemeinsamen Programm deutscher und sowjetischer Pioniere erlebt. Für eine Tombola, die 440 Mark erbrachte, hatten die sowjetischen Pioniere u. a. Tierbilder aus Holz geschnitzt und die deutschen Lampen und Cocktailschürzen angefertigt.

Da hatten Igor und Fjodor, Sergeant der eine, Gefreiter der andere, die den Russisch-Klub beim Briefverkehr mit der Sowjetunion beraten, für ein Pionierfest eine sowjetische Soldatenkapelle besorgt. Übrigens war Fjodor während einer „Spiel mit"-Veranstaltung ala Ponesky unter Vorspiegelung falscher Tatsachen – natürlich nach Absprache mit dem Kommandeur – herbeigeholt worden, um mit einer Medaille des Pionierverbandes ausgezeichnet zu werden. Briefverbindungen bestehen übrigens u. a. nach Donesk und Djambul, nach Kirow und Medlogorsk, insgesamt mit über 100 Partnern.

Seit vier Jahren bestehen die herzlichsten und freundschaftlichsten Bande zwischen der Tagesoberschule in Stahnsdorf und der sowjetischen Schule in Krampnitz, und Gespräche zwischen den Lehrern und gegenseitige Teilnahme am Unterricht gehören ebenfalls zum gewohnten Bild. Wie auch die 5–10 sowjetischen Filme, die jeden Monat in Originalfassung in der Tagesoberschule aufgeführt werden. Im Klub wird meist Russisch gesprochen. Die besseren Noten auf den Zeugnissen sind nicht der Hauptzweck der freundschaftlichen Bande – aber wer würde sie als Lehrer nicht auch mit Freude vermerken ...

Ja, was ist schon besonderes daran für die Schüler der Tagesoberschule aus Stahnsdorf, daß auch sowjetische Pioniere an ihrem Sportfest teilnehmen.

Als wir sie wieder verließen, gingen sie bereits ratend und rechnend durch die im Schulgebäude aufgebaute „Straße der Kosmonauten". Und wenn auch jenem, dem das Herz voll ist, nicht immer der Mund übergeht, wenn nämlich die sprachliche Verständigung noch zu schwer ist – im Bastelzimmer vor Tuch und Tusche ging es mit dem Erfahrungsaustausch auch ohne Worte. *H. P.*

Befehl ausgeführt

Fortsetzung von Seite 68

„Warum verstehst du das nicht?"

„Warum muß ich das verstehen? Südtirol liegt nicht in Deutschland."

„Aber es wird in Groß-Deutschland liegen, zusammen mit Österreich."

„Das sind mir schöne Annektionen", lächelt Kuno, „mit dem Finger auf der Landkarte. Und die sogenannte DDR?" – „Ebenfalls. Dasselbe." „Sie alle werden also wieder glücklich ins Reich zurückgeführt. Das ist gewiß schön. Aber wenn sie nicht wollen?"

„Sie werden wollen. Der Gedanke des Reiches ist unwiderstehlich."

„Ja, natürlich, er ist unwiderstehlich. Schlimmstenfalls hilft man ein bißchen nach. Mit Ammongelit. Entschuldige, Norbert, ich habe mich mit diesen Fragen so eingehend nicht beschäftigt. Klügere Männer als ich werden schon wissen, was sie tun. Und wie lebst du mit deiner Edith? Werdet ihr heiraten?"

„Werden ist gut. Wir haben bereits. Vor vier Wochen. Hat sie dir das nicht erzählt?"

Kuno verschluckt sich. Der Kellner ruft laut nach einem „Mister Pool", der am Telefon verlangt wird. Überrascht stellt Kuno fest, daß „Mister Pool" sein Freund Norbert ist, denn Baier erhebt sich und geht zum Telefon. Er kommt nach ein paar Minuten zurück. Er müsse fort. Man brauche ihn. Morgen beim Mittagessen könnten sie sich weiter unterhalten. „Du, Augenblick, das Wichtigste", versucht Kuno den Freund aufzuhalten und seinen Auftrag loszuwerden. „Ich habe das Wichtigste vergessen. Weshalb ich hier bin."

„Morgen, morgen", ruft Baier von der Tür. „Morgen klärt sich alles, du wirst sehen."

Ein düsterer Abend. Mißmutig geht Kuno schlafen. Der Minister wird ihn tadeln. Die Woche vertrödelt und keine Ergebnisse. Am meisten ärgert er sich über Edith, er verwünscht innerlich diese ganze Reise mit ihren unsauberen und ungemütlichen Verwicklungen.

Mitten in der Nacht schreckt er auf, zwei Donnerschläge, die in kurzen Abständen aufeinander folgen, lassen die Fensterscheiben klirren. Das Sirenengeheul der Feuerwehrwagen ist zu hören. Es muß etwas Schreckliches geschehen sein. Die Uhr zeigt auf drei.

Um dreizehn Uhr im Eßsaal des Hotels wartet schon Baier auf ihn. Er ist anscheinend glänzend gelaunt. Er reibt sich die Hände und begrüßt Kuno freudestrahlend.

„Na", sagt er leise, „hast du gehört? Um drei Uhr hat mein bester Geschichtsstudent Geschichte gemacht. Du siehst, ich bringe den Leuten was bei. Er legte gestern abend in den Gepäckschrank am Bahnhof ein Köfferchen nieder, in dem eine Uhr bis drei Uhr morgens tickte. Dann mit einem Schlage hörte sie auf, zu tikken. Hier, die Mittagszeitungen." Und er schiebt Kuno einen Stoß deutscher, französischer und italienischer Zeitungen hin. Inhalt aller Schlagzeilen: „Italienischer Außenminister sagt für November geplantes Treffen mit österreichischem Außenminister ab, angesichts der neuen Attentate in Verona und Trient. 30 Menschen verletzt, zwei tödlich. Großer Sachschaden."

Kuno verschluckt sich. Er stürzt den Kaffee hinunter. Er hat genug. Er will nach Hause. „Gut", sagt er, „dann brauche ich dir ja den Auftrag meines Chefs nicht mitzuteilen. Können wir nachher losfahren? Ich habe es eilig. Ich muß zu meiner Arbeit zurück."

„Was bist du so aufgeregt? Sollen wir uns damit abfinden, daß über unsere Köpfe hinweg Südtirol außerhalb des Reichsverbandes verbleibt und unsere Rechte ein für allemal verloren sind? Von 750 000 Einwohnern sprechen 200 000 deutsch. Die Suppe muß kochen!"

„Ist das dein Ernst? Das soll der alleinige Grund sein?"

„Was wollte dein Chef? Bitte, ich möchte jetzt den Auftrag hören."

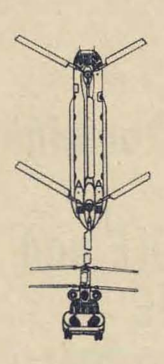
„Der Auftrag lautet: Die Verhandlungen dürfen nicht stattfinden."

„Na also. Sie finden nicht statt. Gut, wir können zurückfahren. Wir haben ja alles erledigt, was zu erledigen war. Dein Chef denkt so wie wir. Melde ihm, neben einem schönen Gruß von Baier: Befehl ausgeführt. Und zwar mit deiner gütigen Mitwirkung."

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE
HUBSCHRAUBER

Boeing-Vertol CH-47 A „Chinook“ (USA)





Taktisch-technische Daten:

Leermasse	6910 kg
normale Startmasse	11 900 kg
max. Startmasse	14 970 kg
Rumpflänge	15,54 m
Rumpfhöhe	5,66 m
Rotordurchmesser je	18,01 m
max. Geschwindigkeit	286 km/h
Reisegeschwindigkeit	240 km/h
Steigleistung	11,90 m/sec
Reichweite	650 km
Gipfelhöhe	5240 m
Besatzung	3 Mann
Nutzlast	34 vollausgerüstete Soldaten oder 4000 kg Last
max. Nutzlast über kurze Strecken im Kraneinsatz	7256 kg
Triebwerk	2 Turbinen Lycoming T-55-L7, je 2650 PS

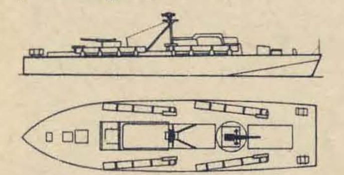
Der schwere Transporthubschrauber „Chinook“ wurde aus dem Hubschrauber Boeing-Vertol 107 (CH 46 A) entwickelt und soll die veralteten Vertol H-21 „Work Horse“ ablösen. Eine hydraulische Heckladerampe ermöglicht schnelles Entladen von Waffen und Geräten oder Mannschaften. Durch die günstige Rumpfform ist eine Wasserlandung möglich.

ARMEE-RUNDSCHAU
8/1967

TYPENBLATT

NATO-SCHIFFE
TS-BOOTE

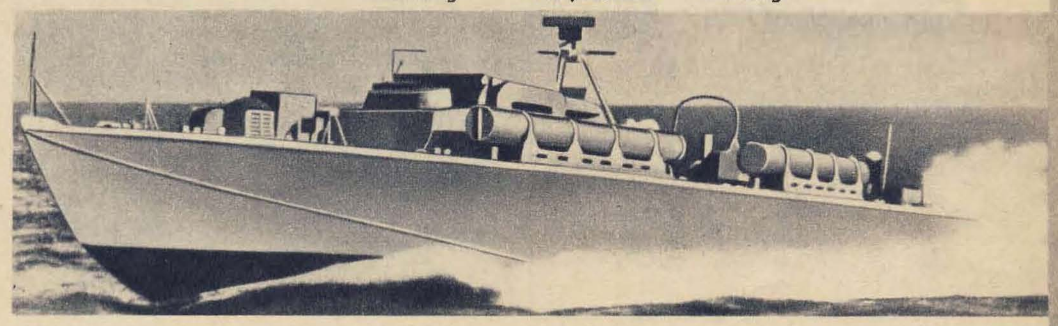
Torpedoschnellboot Typ Rapp (Norwegen)



Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	72 ts (Standard)
Länge	26,5 m
Breite	6,1 m
Tiefgang	1,5 m
max. Geschwindigk.	41 sm/h (kurzzeitig)
Dauergeschwindigk.	32 sm/h
Antriebsanlage	4 Packard-Petroleummotore, je 1200 PS
Bewaffnung	4 Torpedorohre 533 mm; 40-mm-Kanone; 20-mm-Kanone
Besatzung	18 Mann

Dieser Bootstyp ist eine norwegische Erstentwicklung, die sich an amerikanische Konstruktionen anlehnt. 1952 in Dienst gestellt, fünf Schwesternboote. Typische Einsatzgebiete sind enge Gewässer (Fjorde, Buchten). Die Petroleummotore sind wegen der hohen Brandgefahr sehr nachteilig.



ARMEE-RUNDSCHAU 8/1967

TYPENBLATT

WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES



MPi Modell 43 Sudajew (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse mit leerem Magazin	3,3 kg
Kaliber	7,62 mm
Länge	
– mit Schulterstütze	910 mm
– ohne Schulterstütze	640 mm
Lauflänge	270 mm
Feuergeschwindigkeit	15 Schuß/s
Feuerart	Dauerfeuer
Visier	Klappvisier 100 m und 200 m
Magazin	Stange, 32 Patronen
Patrone	Pistolenpatrone 10,7 g

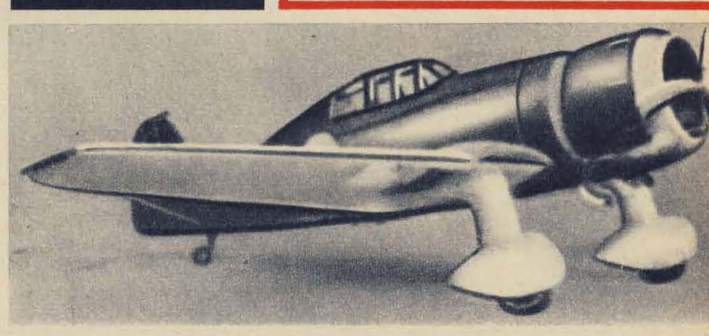
Die MPi Sudajew war eine in Blechausführung gefertigte Waffe, die 1942/43 in die mech. Divisionen als Bewaffnung der Panzerbesatzungen und Kradschützen eingeführt wurde. Auch einzelne Schützeneinheiten führten sie. Sie war eine offene Waffe mit unstarr verriegeltem gefedertem Masseverschluß und auswechselbarer Schlagbolzenspitze. Bei Kriegsende wurde sie aus der Bewaffnung genommen.

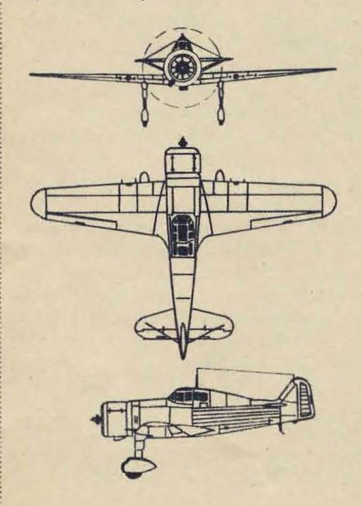
ARMEE-RUNDSCHAU 8/1967

TYPENBLATT

WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES

Jagdflugzeug Fokker D-XXI (Holland)





Taktisch-technische Daten:

Flugmasse	2050 kg
Spannweite	11,5 m
Länge	8,18 m
Höhe	2,8 m
max. Geschwindigkeit	475 km/h
Steigleistung	4000 m/5 min
Gipfelhöhe	11 000 m
Reichweite	945 km
Besatzung	1 Mann
Triebwerk	1 Sternmotor Bristol Mercury VII, 830 PS
Bewaffnung	4 MG 7,9 mm

Die D-XXI wurde Mitte der dreißiger Jahre in die Jagdgeschwader Hollands eingeführt. Sie zeigte verhältnismäßig gute Flugeigenschaften. So kaufte u. a. auch Finnland den Typ für seine Luftverteidigung an.

Ihr „Monokel der Armee"

Von Heinz Hentrich

In der Auftragsliste des bekannten Hannoveraner Militärschneiders Traugott Rahne steht der Lieferort Hessisch-Lichtenau verzeichnet. Bei Rahne lassen sich heute die Leutnants der Panzeraufklärungstruppe der Bundeswehr ebenso flotte wie vorschriftswidrig unter dem Waffenrock getragene gelbe Westen schneidern. Auch in Hessisch-Lichtenau, laut Ortsverzeichnis mit 6224 Einwohnern und Epg (Eigenen Personen- und Güterbahnhof), dafür aber weder mit Finanzamt noch Amtsgericht belebt, werden gelbe Westen getragen. Hier im hessischen Kreis Witzenhausen, 20 Kilometer von der Staatsgrenze der DDR entfernt, liegt das Panzeraufklärungsbataillon 2.

„Drei, vier – ein Lied!"

„Wer heut' gelbe Spiegel trägt,
gern die Traditionen pflegt
und sich fühlt als Kavall'rie,
saß zwar meist zu Pferde nie,
doch dafür auf hohem Roß,
würdig seiner Ahnen Sproß,
Hochgeboren, aufgeklärt,
man in schnellen Panzern fährt."

Diesen Hymnus ließ sich die Bonner Panzeraufklärungstruppe von der Bundeswehrzeitschrift „Kampftruppen" komponieren. Ein Witz? Gelbe Wahrheit vielmehr auch im Kreis Witzenhausen.

„... würdig seiner Ahnen Sproß ..."

„Hochgeboren" ist der Kommandeur des Panzeraufklärungsbataillons 2, Oberstleutnant Freiherr von Cramm. Im Panzeraufklärungslehrbataillon 11 Munster zählen der Kommandeur, sein Stellvertreter und drei der vier Kompaniechefs zur Aristokratie. Blaues Blut ebenfalls im Panzeraufklärungsbataillon 6, Eutin: Anton Günther Herzog von Oldenburg, Albrecht Wolfgang Prinz zu Hohenlohe-Langenburg, Georg-Ludwig Graf von Kielmannsegg, dessen Zumindest-Namensvetter Johann Adolf Graf von Kielmannsegg heute die Land- und Luftstreitkräfte des europäischen NATO-Mittelabschnitts befehligt und zu den geistigen Vätern der Vorwärtsstrategie gehört; Adel vornean gegen die Deutsche Demokratische Republik, zwecks neuer Landnahme und Begleichung alter Bodenreform-Rechnung.

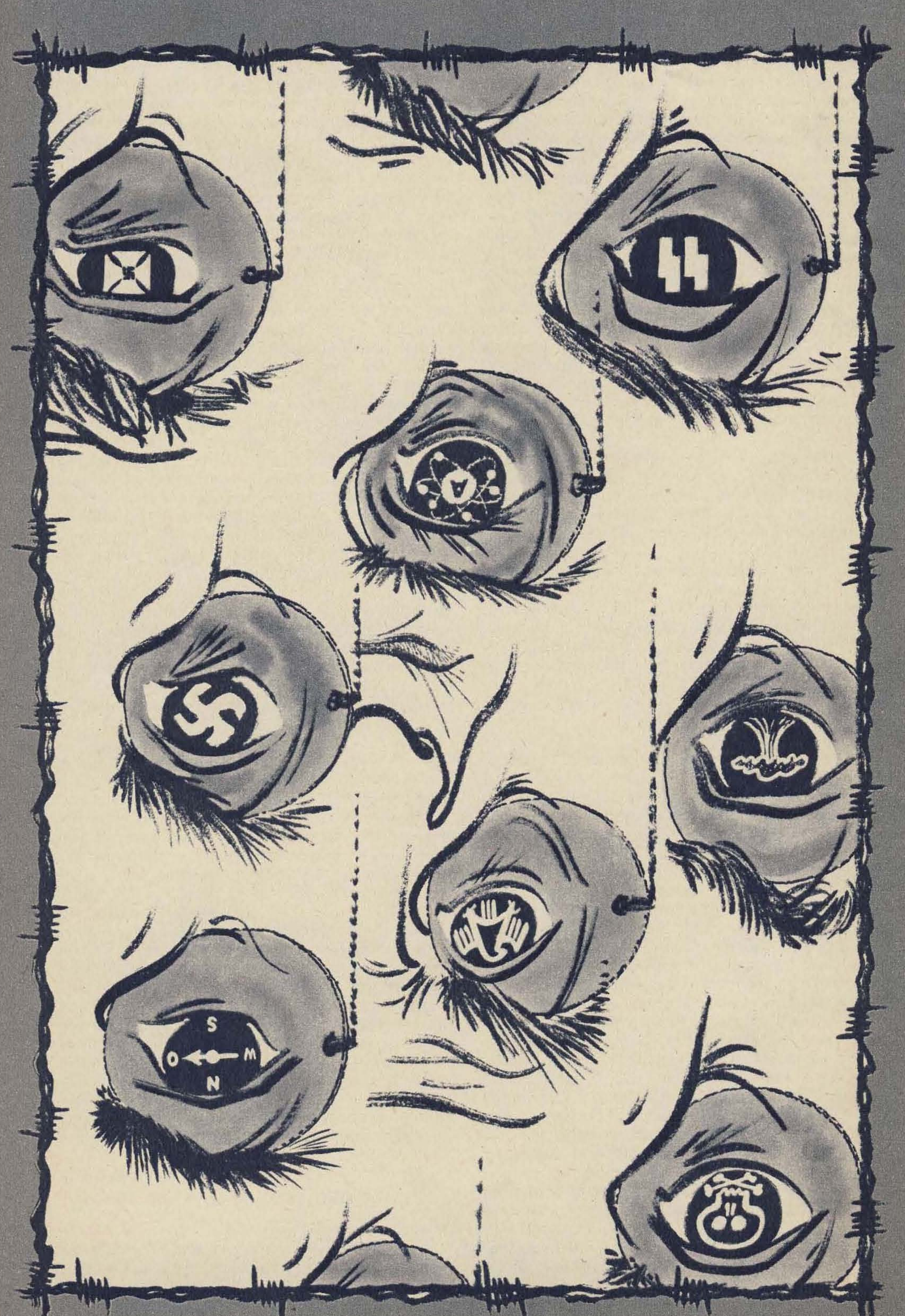
Immerhin hat sich wohl auch der Enkel des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II, der in Westberlin und bei Bremen ansässige „Kronprinz" Louis-Ferdinand, etwas gedacht, als er seinen Sohn Louis Ferdinand ebenfalls zu „hochgeboren, aufgeklärt" schickte. Am 3. April trafen Königliche Hoheit in einer Panzeraufklärungs-Ausbildungskompanie in Fallingbostel ein, standesgemäß mit Mercedes 220 samt Chauffeur. Ganz der militärische Erbe seines Vaters, des Kronprinzen Louis-Ferdinand, der in Gegenwart von Bundeskanzler Kiesinger auf einem Revanchistentreffen Ende April 1967 in Westberlin ganz offiziell mit „Seine Kaiserliche Hoheit" vorgestellt wurde.

Die Ansprüche „Kaiserlicher Hoheit" wurden am 23. April 1963 im Westfernsehen notariell beglaubigt. Wie man nicht vergessen dürfe, „... haben die Hohenzollern im Osten viel zurückgelassen. Schlösser und Herrensitze und 78 200 Hektar Land gingen verloren. Besitz für viele Millionen Reichsmark."

Also setzt „Kaiserliche Hoheit" auf die Bundeswehr. Und wenn es allein auf den Oberstleutnant Freiherr von Cramm ankäme! Von den unter seinem Kommando stehenden Aufklärungsabteilungen der Nazi-Division „Großdeutschland" blieb seinerzeit nicht allzuviel übrig. Aber heute ist ihm auch im Auftrag der LPG-aufteilen-wollenden Großagrarier vom „Forschungsbeirat für die Wiedervereinigung" wieder eine kampfstarke Einheit anvertraut:

Eine Stabs- und Versorgungskompanie, eine schwere Kompanie und zwei Panzeraufklärungskompanien in einer Gesamtstärke von 750 Mann befinden sich neben Ausbildungseinheiten in der Blücherkaserne von Hessisch-Lichtenau. Ihr Kampfauftrag ist laut einer im „Spiegel" erteilten Auskunft des Obersten a. D. Carl-Gideon von Claerx „einst wie jetzt: Der Führung die notwendigen Unterlagen für Lagebeurteilung, Entschluß und Einsatz der Kräfte zu liefern. Ein Bataillon kann bis zu 22 Panzerspähtrupps gleichzeitig gegen den Feind schicken."

Und der Bataillonskommandeur Freiherr von Cramm kann auch markige Reden halten wie diese vor seinen Unteroffizieren: „Meine lieben



Zeichnung: Klaus Arndt

jungen Soldtaen, liebe Kameraden!... Ich habe führen gelernt und werde Euch gegebenenfalls führen bis in den Tod."

„Wer heute gelbe Spiegel trägt gern die Traditionen pflegt ..."

Gelbe Westen vorschriftswidrig unter dem Uniformrock, ja sogar gelbe Kinderwagendecken und gelbe Baby-Garnituren.
Gern die gelben Traditionen man pflegt.
Dazu kommt ein aus alten Kavalleristen und jungen Panzeraufklärern gebildeter „Gelber Kreis", der mit der „Deutschen Adelsgenossenschaft" so manche Doppelmitgliedschaft aufzuweisen hat. Adlige unter sich, die sich in ihrem Standesdünkel noch von den Linien-Einheiten abzugrenzen versuchen und nur mit ihresgleichen verkehren, sich selbst als das „Monokel der Armee" rühmend.
Und auch die alten Feldzeichen sind nicht vergessen. Im Offizierskasino von Hessisch-Lichtenau prangt seit 1963 ein in Metall getriebener überdimensionaler Uhu, einst das Panier der sogenannten Usedom-Husaren, deren Nachfolge ganz offiziell angetreten worden ist in diesem kleinen Ort an der Grenze. Und in den Fluren des Stabsgebäudes hängen Fotos aus den Tagen der Division „Großdeutschland": rollende Gefechtsfahrzeuge, schwarzweiße Stander, lachende Gesichter.
„Wer heut' gelbe Spiegel trägt,
gern *die* Traditionen pflegt..." Allerdings: Die lachenden Gesichter waren wohl noch *vor* der Schlacht an der Wolga!
Übrigens: Was dem einen sein Uhu – ist dem anderen seine „Kuckucks"-Tradition.
„Brandenburgische Dragoner säbelten ein napoleonisches Regiment reitender Jäger zusammen, rissen ihnen die Kaiseradler von der Montur und hefteten die Trophäen an ihre Mützen. Das Reitergefecht –1813 bei Arnheim in Holland – dauerte 15 Minuten. Aber Napoleons vergoldetes Blech-Emblem, nach der Garnison der siegreichen Dragoner ‚Schwedter Adler', auch ‚Schwedter Kuckuck' genannt, überlebte als preußisch-deutsches Traditionszubehör Hohenzollern-Thron, Weimarer Republik und Hitler-Diktatur." („Spiegel")
Der „Schwedter Kuckuck" prangt heute bei Festlichkeiten am Waffenrock der Offiziere des Panzeraufklärungslehrbataillons 11, Munster, weniger eine Erinnerung, sondern mehr ein Wegweiser und Zeichen mangelnder Einsicht darüber, daß in Schwedt und überall in der DDR das Zeitalter feudaler Dragoner zum Kuckuck gegangen ist.

„Hochgeboren, aufgeklärt, man in schnellen Panzern fährt"

Bei den Panzeraufklärern fährt man den Standardpanzer „Leopard" und den Schützenpanzer „Hotchkiss" – zum taktischen Zwecke, „zwischen Spähen und Kämpfen elastisch zu wechseln".
Bevor es so weit ist, wird auf dem Eisberg von Hessisch-Lichtenau infanteristische Gefechtsausbildung gebimst. Diese bewaldete Höhe haben die Soldaten gefressen, aber sie lassen sich dennoch scharfmachen und sind nicht selten stolz, einer so feudalen Truppe anzugehören.
Falsche Antworten im Unterricht werden mit der „Obergefreiten-Prüfung" geahndet – 10 Minuten aus dem Fenster gucken, ohne etwas dabei zu denken. Was aber werden sie denken, wenn sie von dem Chef der 1. Kompanie, Hauptmann Hammer, hören, daß der zweite Weltkrieg nur wegen vermeidbarer Kleinigkeiten verloren gegangen sei, ja, wenn zum Beispiel die Benzinversorgung an der Ostfront geklappt hätte... nicht zu vergessen die „drückende" amerikanische Materialüberlegenheit bei der Invasion Frankreichs 1944. Jetzt hätte man, so versichern die adligen Herrn Offiziere, die Amerikaner als Bundesgenosse. Und mit den reichlich vorhandenen Schlafsäcken und der Winter-Watte-Ausrüstung könne man durchaus mal 'ne Harke zeigen, bei einem neuen Winterfeldzug.
Synchron unterstützt wird diese Denk-Verhinderungsarbeit des Offizierskorps durch Springers „Bild-Zeitung", die die Optik auf das Bonner Wesentliche lenkt: Wiederherstellung der deutschen Grenzen von 1937, „Befreiung" der DDR, beginnend mit dem Niederreißen der DDR-Staatsgrenzen. Was Wunder, wenn uniformierte „Bild"-Verzehrer bei „Besichtigungsreisen" den „Wunsch" äußern, jetzt „die Panzer" bei sich zu haben.
Und sie befinden sich bereits auf dem Weg Richtung Grenze:
Die Regensburger 4. Panzergrenadierdivision, ursprünglich über ganz Bayern disloziert, ist heute im Nordwesten des Bundeslandes unmittelbar an der Grenze zur ČSSR aufmarschiert und nennt sich offiziell „Grenzlanddivision";
die Gebirgspanzerbrigade 24 der 1. Gebirgsdivision rückte in der letzten Zeit 100–150 Kilometer ostwärts vor, ein Trend, der auch bei der 12. Panzerdivision und der 2. Panzergrenadierdivision zu verzeichnen ist: Die Panzergrenadierbataillone 352 und 353 liegen jetzt in Mellrichstadt, 10 Kilometer westwärts der DDR. Das Panzergrenadierbataillon 51 trennen 25 Kilometer von den Grenzpfählen der deutschen Arbeiter-und-Bauern-Macht, und dann kommt schon wieder Hessisch-Lichtenau, ein Pfeiler der von Oberst d. Reserve Adelbert Weinstein in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 3. 6. 1967 skizzierten vorwärtsstrategischen Linie „Lübeck-Passau".
Bonns neuer Kriegsminister bezeichnet zwar die *Vorwärts*verteidigung „nur" noch als „Vorneverteidigung". Wie mans zu verstehen hat, d. h. wie ehrlich es gemeint ist, offenbart der donnernde Beifall für die israelischen „Verteidigungs"-praktiken.

Der Weg zur MiG 21

MiG – drei Buchstaben, die im internationalen Flugzeugbau soviel wie „Weltniveau", „1. Klasse", „unerreichte Qualität" bedeuten. Die drei Buchstaben lösen diese Assoziation aus, weil sie die Typenbezeichnung für Flugzeuge darstellen, die zu jeder Zeit zu den modernsten gehörten und gehören.

Von der MiG-1 bis zur „Einundzwanzig" und ihren Nachfolgemustern reicht der Bogen der Erfolge.

Auch unser Luftraum wird von Flugzeugen der MiG-Reihe geschützt. In den ersten Jahren waren es die nun schon fast legendären MiG-15, später die moderneren, noch heute bewährten MiG-17, dann die ersten Überschalljäger MiG-19, die von unseren Fliegern gesteuert wurden und werden. Heute jagen auch die Deltajäger MiG-21 mit mehr als doppelter Schallgeschwindigkeit durch Höhen, wo der Himmel schon violett erscheint.

Alle diese Typen wurden von einem Kollektiv entwickelt, an dessen Spitze einer der erfahrensten Jagdflugzeugkonstrukteure der Welt



steht: Leninpreisträger und zweifacher Held der sozialistischen Arbeit Artjom Iwanowitsch Mikojan.

Der Name des heute 62jährigen Konstrukteurs wurde zum erstenmal über die Grenzen der Sowjetunion hinaus bekannt, als schon in den ersten Wochen des Großen Vaterländischen Krieges neben den veralteten I-15 und I-16 auch bis dahin noch unbekannte Jäger die faschistischen Bomber angriffen – die ersten Vertreter einer neuen Jagdflugzeuggeneration, die gerade erst im Werden begriffen war. 1938 hatte in der Sowjetunion ein Modernisierungspro-



Die Schöpfer der MiG

Artjom Iwanowitsch Mikojan (links) wurde am 5. August 1905 in Sanain (Armenien) geboren. Als Junge schon bewegte ihn die Idee des Fliegens. Aus Weidenruten flocht er eines Tages Flügel, die er einem jungen Hammel umband. Der Mißerfolg war perfekt. Aus einem Hammel konnte eben kein Bergadler werden, wie sie Artjom täglich über dem Dorfe kreisen sah.
Jahre später sah er das erste Flugzeug, einen „Farman", der notgelandet war. Hier entbrannte erneut seine Liebe zum Fliegen.
Nach seiner Schulzeit erlernte er in Rostow am Don den Beruf eines Drehers. 1924 wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, ein Jahr später übersiedelte er nach Moskau, wo er im Werk „Dynamo" als Dreher arbeitete. Anschließend versah er seinen Dienst bei den Luftstreitkräften der Roten Armee. 1930 wurde er in die Ingenieurakademie der Luftstreitkräfte „N. E. Shukowski" aufgenommen. Dort baute er mit zwei seiner Kameraden ein Leichtflugzeug, „Oktjabronok" genannt, mit einem 18-PS-Motor. Das Interessante an dieser Erstkonstruktion war die technisch fortschrittliche Anwendung von Landeklappen und Vorflügelschlitzen zur Verminderung der Landegeschwindigkeit.
1937 schloß er das Studium mit dem Prädikat „Ausgezeichnet" ab und trat ins Konstruktionsbüro Polikarpows ein. 1939 wurde er Leiter eines Konstruktions- und Versuchsbüros. Mikojan steht heute im Rang eines Generalleutnants, ist Leninpreisträger und Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und Deputierter des Obersten Sowjets.
Sein Mitarbeiter Michail Josipowitsch Gurewitsch (im Bild rechts), Sohn eines Mechanikers, hat die Universität absolviert und 1923 auch das Technologische Institut Charkow. Er arbeitete ursprünglich wie Mikojan im Konstruktionsbüro N. N. Polikarpow und trat dann als Berechnungsingenieur in das Kollekitv um Mikojan ein.
1953 schied er aus Rücksicht auf seine Gesundheit aus dem Kollektiv aus. Mikojan behielt zu Ehren seines langjährigen Freundes, Mitarbeiters und Fachkollegen die Bezeichnung MiG für seine Typen weiter bei.

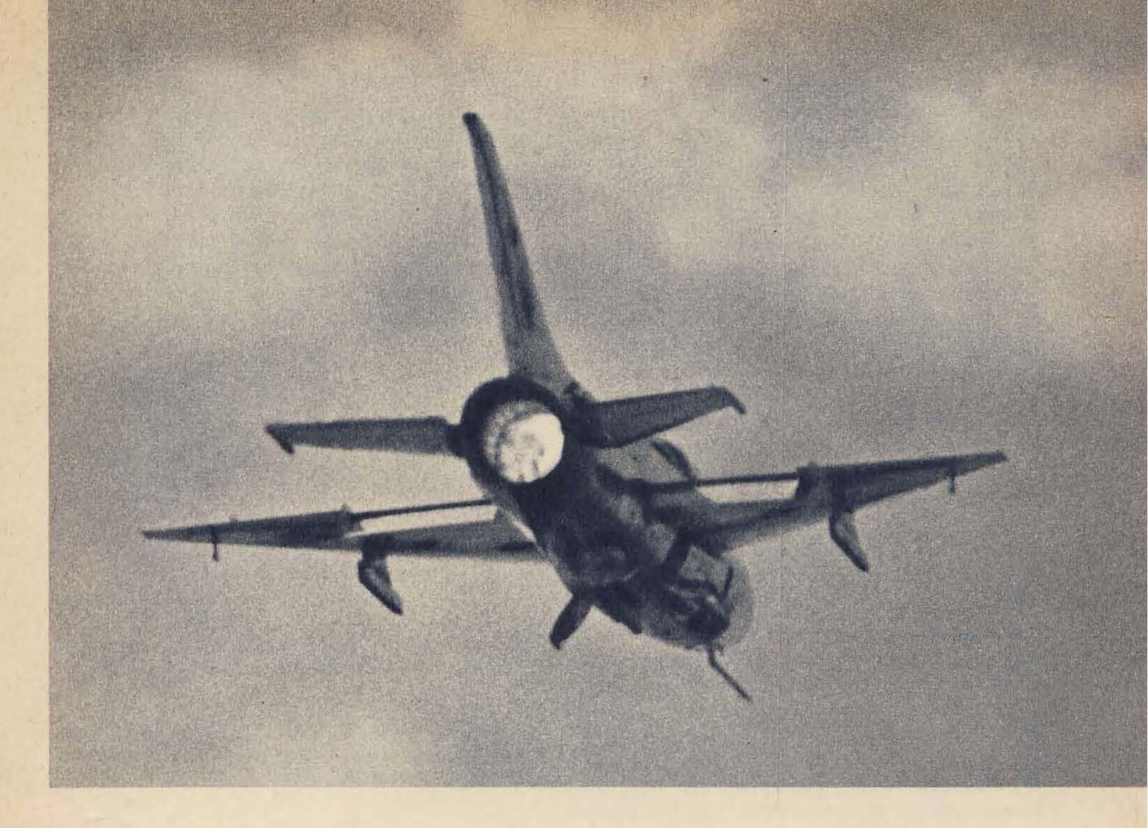
gramm größeren Stils begonnen, wonach die gesamte Bewaffnung der Sowjetarmee auf den letzten Stand gebracht werden sollte. Ein Teil dieses gewaltigen Komplexprogramms betraf auch die Entwicklung eines Abfangjägers, der in 7000 m Höhe eine maximale Geschwindigkeit von mindestens 650 km/h erreichen und noch in 10000 m Höhe besondere Manövrierfähigkeiten und gute Kampfeigenschaften besitzen sollte.
Das war der erste Auftrag, den das neu gegründete Konstruktionsbüro Mikojan übernahm. Im Oktober 1939 legte es ein entsprechendes Projekt vor, und bereits im November des gleichen Jahres begannen die Konstruktionsarbeiten. Bei der Flugerprobung des Prototyps, am 24. Mai 1940, zeigten die Meßgeräte mit 648,5 km/h in 6900 m Höhe die größte Fluggeschwindigkeit an, die bis dahin in der Sowjetunion erreicht worden war. Dieser Typ, als MiG-1 bezeichnet, ging später als MiG-3 in Serie. Da zu dieser Zeit, zumindest bis 1943/44, kein echtes Bedürfnis nach einem ausgesprochenen Höhenjäger bestand – die Luftkämpfe jener Jahre spielten sich vornehmlich in Höhen um 3000 m ab – waren die speziell dafür ausgelegten Typen von Jakowlew und Lawotschkin, die Jak-3, La-5 und La-7, die Hauptvertreter der Frontfliegerkräfte. Mikojan blieb seinen Ideen treu: Er befaßte sich auch weiterhin mit der Konstruktion von Ver-



1947 entstand das Versuchsflugzeug I-320 als Beitrag Mikojans zur Entwicklung eines mit Funkmeßgerät ausgerüsteten Nacht- und Allwetterjägers.

Eine Variante der MiG-17 PF mit Raketen.





suchsmustern schneller Höhenjäger – eine Entwicklungsrichtung, die mit den heutigen strahlgetriebenen Jagdflugzeugen ihre Krönung erfuhr.
So entstand in den Jahren 1942 bis 1945 eine Anzahl von Versuchsflugzeugen – als „Zweihunderter-Serie" bekannt geworden, so bezeichnet nach den Typennummern der Flugzeuge: I-211, I-224, I-225, I-231, I-250[1] u. a. Diese Maschinen waren sowohl mit Kolbenmotoren als auch mit dem in der Sowjetunion entwickelten Mischtriebwerk aus Kolbenmotor mit Rückstoßtriebwerk ausgerüstet. In der ersten Phase stützte sich Mikojan auf Kolbentriebwerke mit guten Höhencharakteristiken. Zunächst verbesserte er die MiG-3 (I-200), indem er sie mit verschiedenen leistungsstärkeren Triebwerken (AM-35A, AM-39, ASch-82 u. a.) ausstattete. Diese Versuchsmuster gingen zwar nicht in Serie, doch wurden mit ihnen wertvolle Erfahrungen für den Flugzeugbau gesammelt, die dann anderen Konstruktionen – nicht nur Mikojan-Flugzeugen – zugute kamen. So besaß beispielsweise die im Sommer 1944 entstandene I-224 (4A) eine neuartige Druckkabine. Das Flugzeug hatte, ausgerüstet, mit einem AM-39 FB-Motor und Turbolader[2], eine Höhe von 14 100 m erreicht. Es besaß eine verschweißte Ventilations-Druckkabine, deren Druckluftversorgung mit Hilfe eines vom Motor angetriebenen Kompressors gewährleistet wurde. Dieses Prinzip wurde von da an im sowjetischen Flugzeugbau als Standard eingeführt.
Mitte 1944 begann die zweite Phase der Entwicklung schneller Höhenjäger. Das waren Flugzeuge mit Mischtriebwerk, dem im ZAM (Zentralinstitut für Flugmotoren) entstandenen Chalschtschewnikow-Beschleuniger. Als charakteristische Vertreter dieses Prinzips entstanden die Su-5 von Pawel Suchoj und Mikojans I-250 (N). Das Triebwerk arbeitete folgendermaßen: Ein im Rumpfbug untergebrachter Reihenmotor, Typ WK-107A, trieb eine Luftschraube und einen Kompressor an, der die durch einen Lufteinlauf unter dem Kolbenmotor angesaugte Luft in eine Brennkammer drückte, wo Kraftstoff eingespritzt wurde. So entstand ein zusätzlicher Schub, durch den die I-250 (N) eine Höchstgeschwindigkeit von 820 km/h in 7800 m Höhe erreichte. Dieses Prinzip war nur eine Übergangslösung auf dem Wege zu einer völlig neuen Antriebsart – zur Strahlturbine.
Auch hier leistete Mikojan, der sich dem Hochgeschwindigkeitsflug verschrieben hatte, Pionierarbeit: Unter der Gattungsbezeichnung I-300 (F) entstand 1946 der Prototyp des ersten sowjetischen Strahljägers MiG-9. Dieser von zwei kleinen Strahlturbinen angetriebene Mitteldecker erreichte bei der Flugerprobung im April 1946

[1] I = Istrebitel = Jagdflugzeug
[2] Turbolader = zusätzliches Aggregat zur Luftbeförderung (Kompressor)

eine Höchstgeschwindigkeit von 911 km/h in 4500 m Höhe. Die MiG-9 und die zum gleichen Zeitpunkt entstandene Jak-15 waren die ersten Strahljäger, mit denen die sowjetischen Luftstreitkräfte ausgerüstet wurden.

Noch bevor die MiG-9 ihren ersten Flug unternommen hatte, befand sich bei Mikojan ein Typ auf den Reißbrettern, der zu den berühmtesten Flugzeugen unserer Zeit zählen dürfte: Die MiG-15. Es war der erste in Großserie gebaute und bei den Luftstreitkräften eingesetzte Strahljäger der Welt. Seine Feuerprobe bestand er in den Jahren 1950 bis 1953 in der Koreanischen Volksdemokratischen Republik im Kampf gegen die USA-Aggressoren. Hier bewies die MiG-15 ihre eindeutige Überlegenheit über das damals beste Jagdflugzeug des Westens, über die amerikanische F-86 „Sabre", und bestätigte, daß sie das wirklich beste Jagdflugzeug der Welt war. Sie sollte es für lange Zeit bleiben.

Ihre Weiterentwicklung, die MiG-17, war bereits für den Flug im schallnahen Geschwindigkeitsbereich modifiziert. Sie besaß eine veränderte Flügelgeometrie und ein stärkeres Triebwerk, das später in der MiG-17F einen Nachbrenner erhielt. Im Februar 1950, als die MiG-15 noch im Großeinsatz war, erreichte der Testpilot Iwaschtschenko mit einer MiG-17 im Horizontalflug die Schallgeschwindigkeit – zum erstenmal in der Welt mit einem Kampfflugzeug – obwohl die MiG-17 noch nicht für den Überschallflug ausgelegt war. Dafür entwickelte Mikojan die zweistrahlige MiG-19, einen eleganten Mitteldecker mit 57-Grad-Pfeilflügel. Dieser ebenso wie die MiG-17 in zahlreichen Varianten gebaute Jäger entstand in nur zwei Jahren – von 1952 bis 1954. Dabei kamen den sowjetischen Konstrukteuren die zahlreichen Erfahrungen zugute, die sie beim Bau und beim Einsatz von Hochgeschwindigkeitsflugzeugen in der Vergangenheit sammeln konnten. Die MiG-19 war übrigens der erste in Großserie gebaute Überschalljäger im internationalen Maßstab. Ihr Geschwindigkeitsbereich macht die MiG-19 im Verein mit der hervorragenden Steigleistung und der Raketenbewaffnung zu einem hervorragend kampfstarken Abfangjäger.

Heute ist ein anderer Mikojan-Typ im Großeinsatz bei den Luftstreitkräften der Sowjetunion und der anderen sozialistischen Armeen: Der Deltajäger MiG-21.

Er wurde in der Weltöffentlichkeit durch zahlreiche Weltrekorde bekannt, die mit ihm unter den Bezeichnungen E-66, E-55 A, E-166, E-76 u. a. aufgestellt wurden. Bei allen diesen Typen handelt es sich um MiG-21-Versionen. Dieser für den Einsatz im hohen Überschallbereich ausgelegte Abfangjäger mit Raketenbewaffnung ist der letzte allgemein bekannte Mikojan-Typ. Man kann jedoch mit Sicherheit annehmen, daß noch schnellere, kampfstärkere Nachfolgemuster längst bereitstehen, um erforderlichenfalls in der Praxis zu unterstreichen, was die führenden sowjetischen Militärs des öfteren warnend betonten: Es wird keinem Aggressor gelingen, die Grenzen des sozialistischen Lagers anzutasten. Und dazu trägt Artjom Mikojans Konstrukteur-Kollektiv mit seinen MiG's maßgeblich bei.

Peter E. Günther

Meilensteine auf dem Weg zum modernsten Überschalljäger:

April 1940 – Erstflug der I-61 (später MiG-1). Das Flugzeug war in Stahlrohr-Holzbauweise gefertigt;

Frühjahr 1941 – Weiterentwicklung zur MiG-3 (I-200), 2100 Maschinen wurden ausgeliefert; Einsatz im Großen Vaterländischen Krieg;

1943 – Jagdflugzeug I-231-2D, ein Versuchsflugzeug für große Geschwindigkeit und Höhe (707 km/h in 7100 m Höhe im Horizontalflug – Triebwerk Mikulin AM-39);

1944 – Abfangjäger I-224 erreichte 14 100 m Gipfelhöhe, seine Serienproduktion erübrigt sich, da der Gegner keine Höhenaufklärer mehr besitzt; Typ wird als Druckkabinen-Erprobungsträger genutzt;

Anfang 1945 – I-225 erreicht 725 km/h in 10 000 m Höhe;

Mai 1945 – I-250 (N) fliegt 825 km/h; im gleichen Zeitraum Entwicklungsarbeiten am Versuchsjäger I-300 (F) für 900 km/h Geschwindigkeit, Testpilot Grintschik stürzt mit dieser Maschine ab. Danach intensive Strömungsforschung, neue Typenbezeichnung MiG-9;

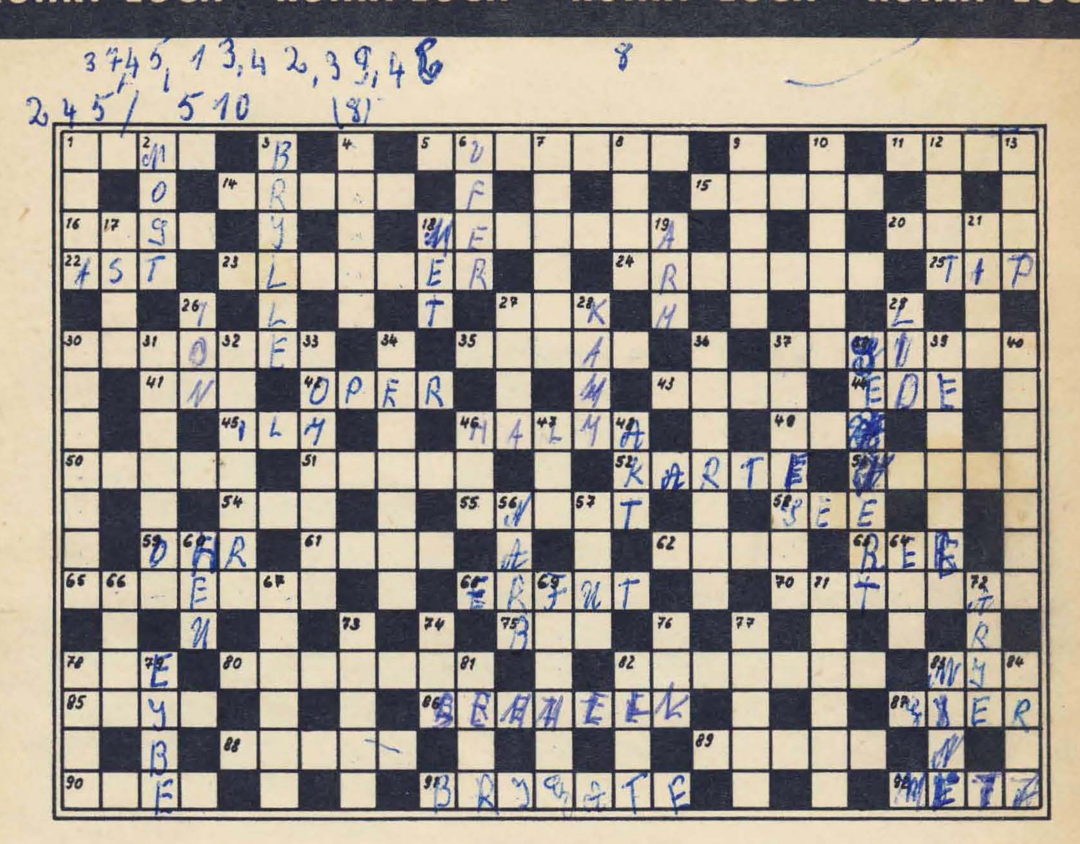
Ende 1946 – Truppenerprobung der MiG-9;

1949 – MiG-15, Bewährung und Gütebeweis im Kriege des koreanischen Volkes gegen die US-Aggressoren, Weiterentwicklung zur MiG-17 (Geschwindigkeit im schallnahen Bereich);

1952 – MiG-19, zweistrahliger Überschalljäger, danach MiG-21 (Weltrekordflugzeug).

Die Zeichnungen zeigen von oben nach unten: MiG-1; MiG-3; I-250 (N); MiG-9; MiG-15 und MiG-19 PM. ▶





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. sowj. Filmregisseur („Der gewöhnliche Faschismus"), 5. altes Luntenschloßgewehr, 11. Landwirtschaftsbetrieb, 14. neuartige Lichtquelle, 15. Etagenvorbau, 16. chem. Kampfstoff, 18. Stadt auf Sizilien, 20. Staat des sozial. Lagers, 22. Teil des Baumes, 23. Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung der DDR, 24. berühmter sowj. Eisbrecher, 25. Hinweis, 27. sowj. Schriftsteller, 30. Teemaschine, 35. Sportpreis, 37. Winkelfunktion, 41. engl. Zahlwort, 42. Musikstück, 43. jugosl. Währungseinheit, 44. Stadt in Holland, 45. Fluß in Thüringen, 46. Brettspiel, 49. deutsche Chansonsängerin und Schauspielerin, 50. negativ geladenes Ion, 51. positive Elektrode, 52. einfache Geländeskizze, 53. warmer, trockener Fallwind, 54. physikal. Arbeitseinheit, 55. Preisgrenze, 58. Gewässer, 59. Nebenfluß des Rheins, 61. griech. Kykladeninsel, 62. lateinamerikan. Währungseinheit, 63. Wendekommando auf Segelschiffen, 65. alter latein. Name von Paris, 68. Bezirk der DDR, 70. Uferregion der Gewässer, 75. Polit. Kommissar und Kommandeur der 11. Internat. Brigade, 78. Nebenfluß der Aller, 80. antike Stadt auf Zypern, 82. Autor des Romans „Kleiner Mann – was nun?", 83. sowj. Jagdflugzeug, 85. Erfinder des Telefons, 86. Teigware, 87. Habsucht, 88. Edelgas, 89. Schiff des Mittelalters, 90. Ostseehafen, 91. Arbeitskollektiv, 92. europ. Hauptstadt.

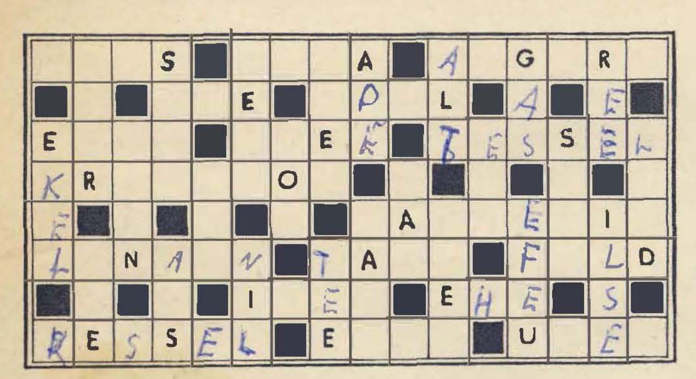
Senkrecht: 1. Hochgebirgsstock in Westbulgarien, 2. Fruchtsaft, 3. opt. Gerät, 4. Singvogel, 6. Wasserbegrenzung, 7. zweithöchster Berg des Kaukasus, 8. alte Bezeichnung für Panzer, 9. vielseitiger Werkstoff, 10. Textiltechnologie von Weltruf, 12. Strom in Sibirien, 13. Dienstgrad, 17. Gebirge in Griechenland, 18. Honiggetränk, 19. Teil des Körpers, 21. Hauptstadt der Aserbaidshan. SSR, 26. Erdart, 27. südamerik. Wurfgerät, 28. Toilettengegenstand, 29. Teil des Auges, 30. Wildhund, 31. Bänkelgesang, 32. deutscher sozial. Schriftsteller (1890 bis 1953), 33. Teil der oberital. Region Emilia, 34. genial. russ. Feldherr (1730–1800), 36. berühmter tschech. Sportler, 37. kurzes Wams, 38. „Sportlerin des Jahres" 1966, 39. Schrittmacher in der Produktion, 40. Stadt im Bez. Magdeburg, 46. poln. Halbinsel, 47. poln. utop. Schriftsteller, 48. Teil des Schauspiels, 53. Nebenfluß der Donau, 57. Schneehütte der Eskimos, 60. Trockenfutter, 64. griech. Göttin, 66. Autor des Romans „Söldner und Soldat", 67. Stadt in Finnland, 69. Pulvermenge der Kartusche, 71. blauer Farbstoff, 72. Gesangstück, 73. rumän. Luftfahrtgesellschaft, 74. Aggregatzustand des Wassers, 76. Meeressäugetier, 77. Salzsee im Raum Wolgograd, 78. Staat in Vorderasien, 79. Nadelbaum, 81. poln. LKW, 82. rillenförmige Vertiefung in Lauf und Rohr, 83. Sprengkörper, 84. russ.-sowj. Schriftsteller.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben an – ar – ball – bar – bon – bran – burg – clau – co – de – der – dy – e – er – ex – gall – griff – hand – hel – in – ja – je – le – le – lek – ler – liz – lo – ma – mi – mis – mo – mol – na – nach – ne – nel – ni – nu – on – pan – rie – se – sex – so – sor – struk – tant – ti – ti – tik – til – tron – wort – witz – sind 19 Wörter zu bilden.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die letzten Worte J. Fuciks vor seiner Ermordung durch die Faschisten. Diese Worte sind auch die Überschrift des letzten Kapitels des Graubuches.

1. sowj. Nachrichtensatellit, 2. Ge-



▲

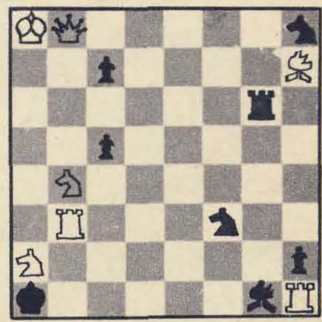
KREUZGITTER

Folgende Begriffe sind – unabhängig von Reihenfolge und Richtung – in die Figur einzusetzen:
1. neues sowj. Scharfschützengewehr, 2. Artillerieeinheit, 3. Pistolenmodell, 4. luftförm. Körper, 5. Berg bei Innsbruck, 6. Wendekommando auf Segelschiffen, 7. Nebenfluß des Rheins, 8. Staat des Warschauer Vertrages, 9. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 10. Abschnitt des Korans, 11. Kletterpflanze, 12. aromat. Getränk, 13. jugoslaw. Karstfluß, 14. Teil der Geige, 15. Sitzgelegenheit, 16. Strom in Afrika, 17. Lebensbund, 18. Teil der Dampfmaschine, 19. Hauptstadt des Jemen, 20. Nachtvogel, 21. Fluß in Polen, 22. Metallbolzen, 23. Stadt an der Donau, 24. Abschiedswort, 25. Singstimme, 26. Strom in Sibirien, 27. Widerwille, 28. Fluß im Harz, 29. deutscher Schriftsteller, Spanienkämpfer, 30. Ausweis, 31. Stadt in Schweden, 32. Kuhantilope, 33. Hauptstadt von Burma, 34. franz. Schriftsteller (1804 bis 1857), 35. alte chines. Münze, 36. Teil des Baumes, 37. Nebenfluß der Fulda, 38. sumpf. Gelände, 39. Raum zwischen zwei Zügen im Lauf von Schußwaffen, 40. nordspan. Stadt, 41. positiv oder negativ geladenes Atom, 42. Eulenart.

ZUM RECHNEN

Aus einem Treibstoffdepot soll eine bestimmte Anzahl von Kraftfahrzeugen der NVA versorgt werden. Der Vorrat würde 10 Wochen reichen, wenn jede Woche die gleiche Menge entnommen wird. Bei Beginn der Versorgung erhöhte sich aber die Anzahl der Kraftfahrzeuge, so daß die ursprünglich geplante Wochenentnahme um 2150 Liter überschritten wurde. Diese Menge wurde konstant 8 Wochen lang jede Woche entnommen, dann war das Treibstoffdepot leer.
Wieviel Liter Treibstoff waren ursprünglich deponiert?

SCHACH



Matt in zwei Zügen (S. S. Lewmann)

rät für Muskeltraining, 3. Münzkunde, 4. naut. Winkelmeßgerät, 5. deutscher Militärtheoretiker, 6. Mannschaftssportart, 7. sowj. wissenschaftl. kosmische Station, 8. Fußballspieler des FCV, 9. Pariser Universität, 10. Kapitän der Nationalfußballmannschaft der DDR, 11. Dienstanweisung, 12. Elektroenergie-Erzeuger, 13. deutscher PKW, 14. Waffengattung, 15. Dienstgrad in der rumän. Volksarmee, 16. Stoß- und Hiebwaffe des MA, 17. bulg. Volksvertretung, 18. Hauptkampfart, 19. Polizei in der UdSSR.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 7/1967

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Grossheim, 7. Lermontow, 11. Okapi, 12. Dolomiten, 16. Sonneberg, 21. Aral, 22. Lafette, 25. Egel, 26. Orden, 27. Mate, 28. Rest, 30. Altan, 31. Iran, 32. Egel, 33. Tonne, 35. Kerbe, 38. Tenor, 40. Unna, 41. Rila, 43. Ruegen, 44. Kolli, 45. Signal, 46. Olga, 48. Kumt, 50. Iskra, 53. Osaka, 56. Trieb, 58. Laub, 60. Elbe, 61. Inari, 63. Elam, 65. Welk, 67. Maler, 69. Rabe, 71. Abseits, 73. Sete, 74. Realismus, 76. Magistrat, 78. Unita, 79. Feuerland, 80. Lambarene. – Senkrecht: 2. Rho, 3. Stare, 4. Hell, 5. Monat, 6. Bake, 7. Liste, 8. Mine, 9. Nobel, 10. Ohr, 12. Dioptervisier, 13. Laden, 14. Manie, 15. Elan, 17. Oese, 18. Egart, 19. Elton, 20. Generaloberst, 23. Feme, 24. Trab, 27. Main, 29. Igel, 34. Niger, 35. Kakao, 36. Rilla, 37. Erika, 39. Elger, 40. UNO, 42. Ast, 47. Laue, 49. Melk, 51. Klara, 52. Alibi, 54. Sims, 55. Kiwi, 56. Temes, 57. Iller, 59. Blau, 60. Elsa, 62. Rolle, 64. Absud, 66. Etmal, 68. Atter, 70. Esel, 72. Emil, 73. Sieb, 75. Ede, 77. Ahn.

SCHACH: (Schwarzer K steht auf d1!) 1. Le2† Kd2; 2. Ka21 Kc3; 3. Tb3† Kd2; 4. Td3† Ke2:; 5. Tc3 Kd2; 6. Kb2 und gewinnt.

RECHNEN UND RATEN:

105	+	135	=	240
:		−		+
21	+	69	=	90
5	×	66	=	330

SILBENRÄTSEL: 1. Lomsky, 2. Elfmeter, 3. Henninger, 4. Richtkreis, 5. Mikroskop, 6. Elektron, 7. Ibarruri, 8. Swerdlow, 9. Tender, 10. Eskorte, 11. Röntgen. – Lehrmeister.

RÄTSELKAMM: Senkrecht: 1. Dipol, 2. Bohle, 3. Okrug, 4. Salve, 5. Ivens. – Dabrowski.

ZUM RECHNEN:

$$\overline{CD} = \overline{AB} \cdot \sin \delta$$

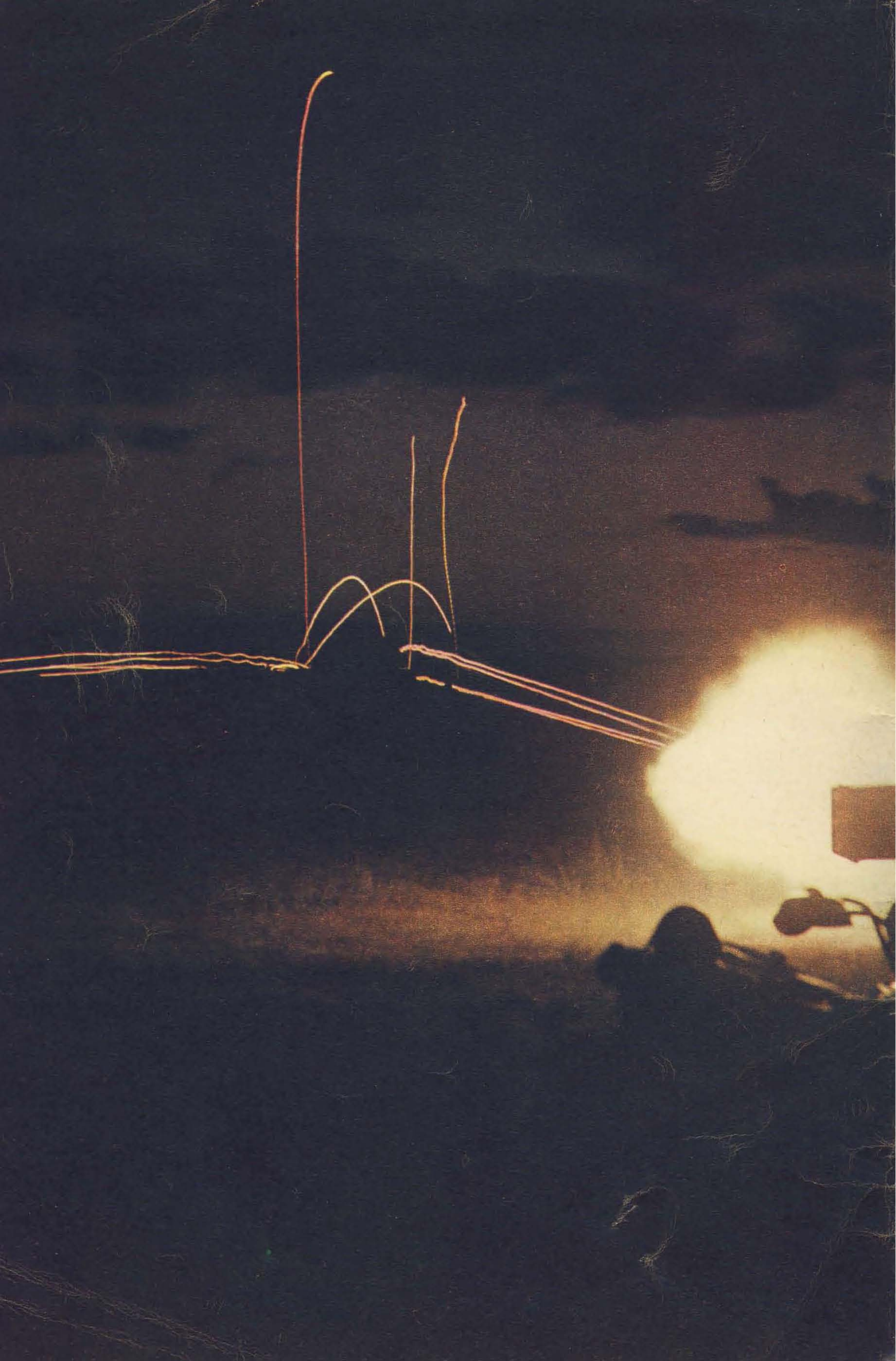
$$\overline{AB} = \frac{\overline{BC} \cdot \sin \varepsilon}{\sin (\delta - \varepsilon)}$$

$$\overline{CD} = \frac{\overline{BC} \cdot \sin \delta \cdot \sin \varepsilon}{\sin (\delta - \varepsilon)}$$

$$= \frac{168\ \text{m} \cdot 0{,}2868 \cdot 0{,}2221}{0{,}0669}$$

$$\overline{CD} \approx 160\ \text{m}$$

BUCHSTABENSTREICHEN: „Indem man die politische Macht ausübt, lernt man sie beherrschen."







HEFT 8
AUGUST 1967
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Oberstleutnant Jossif Schaulov, Sofia; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Bedapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 7. Juni 1967

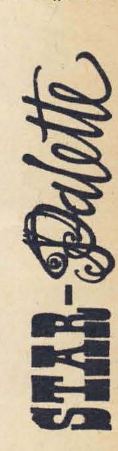
Fotos: Gebauer (16) Titel, S. 45, 46, 47, 49, 54, 69, 70, 71, 72, 73; Huschto (1) S. 2; Barkowsky (2) S. 8, 28; Fiebig (6) S. 13, 14, 15; Privat (1) S. 14; Seemann (4) S. 17, 19, 20, 21; MBD/Fröbus (2) S. 18, Hoepner (2) S. 76, Zühlsdorf (1) S. 92; Kolinko (1) S. 22; Archiv (15) S. 25, 26, 27, 80, 81, 85, 86, 87; Spisla (1) S. 33; Zentralbild (1) S. 35; DEFA/Bergmann (5) S. 36, 37, 38, 39, 40; Morgenstern (1) S. 48; Siegert (1) S. 52; Sindermann (1) S. 55; Progreß (1) S. 56; Schlage (1) S. 57; Mausolf (4) S. 60, 61, 62, 63; Zentrales Haus der DSF (1) S. 60; Balinski (1) Rücktitel.

TITELBILD: Bewegliche Grenzsicherung

Als Magda Zawadska vor Jahresfrist als frischgebackene Schauspielerabsolventin die Theaterhochschule ihrer Heimatstadt Warschau verließ, durfte sie sich bereits der Gunst eines nach Millionen zählenden Publikums erfreuen. Sieben Filme hatten sie bekannt gemacht und ihr einen Platz in der Reihe der beliebtesten jungen polnischen Schauspielerinnen gesichert. Zwei Filme, „Um sieben Uhr im Café Märchen" und „Alltag einer Ehe", wurden vom Deutschen Fernsehfunk gesendet. Da Magda in ihnen jedoch nur kleinere Rollen spielte, darf man wohl annehmen, daß sie für die Leser des Soldatenmagazins nicht mehr ist, als ein unbeschriebenes Blatt.

Das aber dürfte sich spätestens gegen Ende dieses Jahres ändern, wenn Magda – singend und tanzend – dem Kinopublikum der DDR in „Ohrfeige mit Musik" eine Probe ihres Talentes liefern wird.



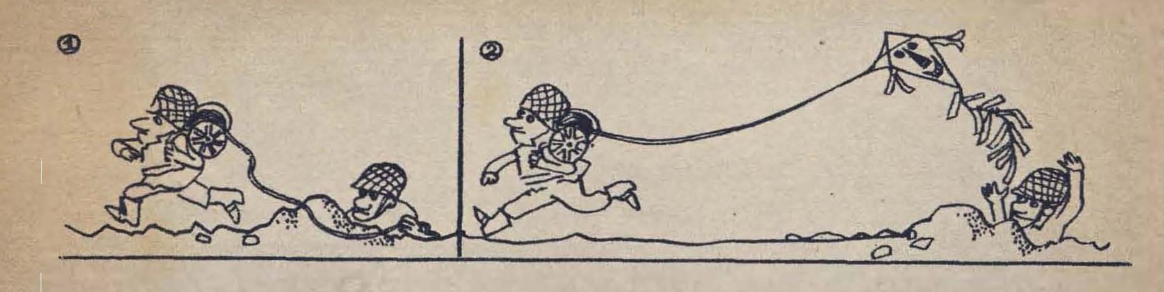


Freilich zählen Ohrfeigen nicht zu den üblichen Visitenkarten. Trotzdem darf man der charmanten Polin, die sich im nächsten Jahr in den Babelsberger Ateliers ein wenig danach umschauen möchte, was von ihren deutschen Kolleginnen zu lernen sei, eine herzliche Aufnahme prophezeien.

„Alle meine bisherigen Filme habe ich während der Semesterferien gedreht. Die andere Zeit hieß es büffeln und büffeln. Mit dem Lernen ist es nach dem Examen nicht anders geworden. Doch wem, wenn er vorwärts kommen will, ergeht es denn anders?"

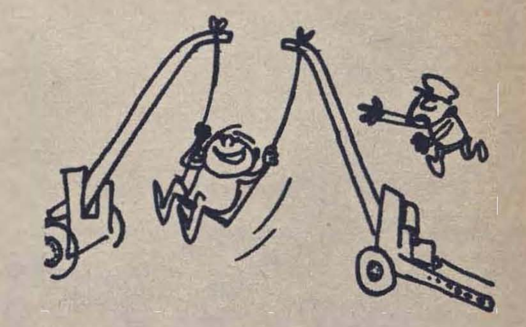
Heute gibt es kaum eine größere Unterhaltungssendung des polnischen Fernsehens ohne Magda Zawadska. Da sie vor allem aber das Theater braucht, wie der Fisch das Wasser, ist sie glücklich über ihr Engagement am Dramatischen Theater der polnischen Hauptstadt.

Und welche Ihrer Freizeitbeschäftigungen ist Ihnen die liebste? – „Seit Jahren schwärme ich für alte Kamine. Auch in kleineren Räumen läßt sich ein Kamin unterbringen. Ich jedenfalls habe mir selbst einen projektiert und gebaut. Aber kann man die Freude an Kaminen als Steckenpferd bezeichnen?" *Roman Balinski*



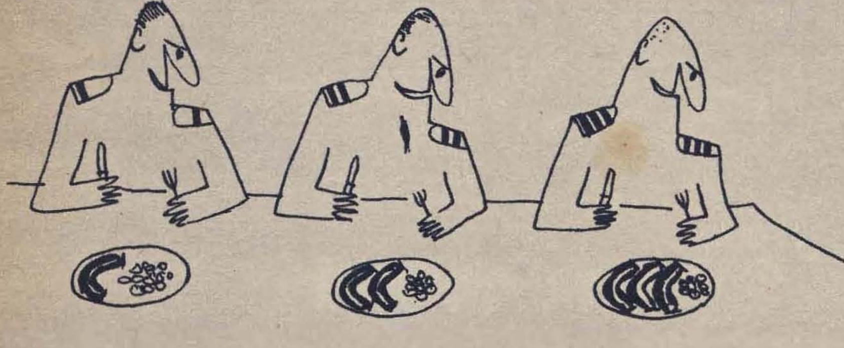


„Und ich dachte, das wäre Radar!"



Lachhaftes

aus unseren Bruderorganen
Néphadsereg (Budapest),
Zápisník (Prag)
und
verde olivo (Havanna)





Index 31 036

